Werk

Titel: Recensionen und Anzeigen

Ort: Halle

Jahr: 1879

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572_0003|log80

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

RECENSIONEN UND ANZEIGEN.

Dos Obras Didácticas y dos Leyendas sacadas de manuscritos de la Biblioteca del Escorial. Dálas a luz la Sociedad de Bibliófilos Españoles. Madrid 1878. 8°. XV, 415 und 12 Seiten.

Dieses im Auftrag der Gesellschaft der spanischen Bibliophilen von unserm um die ältere spanische Literatur schon vielfach verdienten gelehrten Landsmann Dr. Hermann Knust aus Bremen herausgegebene Werk enthält folgende vier bisher ungedruckte spanische prosaische Literaturdenkmäler: 1) Flores de Filosofía (13. Jhrh.); 2) De un cavallero Plácidas que fué despues cristiano é ovo nonbre Eustacio (14. Jhrh.); 3) La Estoria del Rrey Guillelme (14. Jhrh.); 4) Castigos y Dotrinas que un sabio dava á sus hijas (15. Jhrh.). Ausserdem ist noch als Anhang die *Chrónica del Rey Don Guillermo, Rey de Ynglaterra y Duque de Angeos, y de Reyna Doña Beta, su mujer,* nach dem ältesten bekannten Druck (Toledo 1526) wieder abgedruckt.

Was zunächst die beiden *Obras didácticas* (No. 1 und 4) betrifft, so ist No. 1 nach der Hs. &-II-8 der Escorial-Bibliothek mit Angabe der Varianten von drei andern Hss., die eine jüngere erweiterte Redaction bieten, herausgegeben, und No. 4 ist der Escorial-Hs. a-IV-5, der einzigen bekannten Hs. dieses Werks, entnommen. Ueber beide Werke hatte der Hg. schon in Lemcke's Jahrbuch X, 45 ff. und 34 ff. Mittheilungen gemacht. No. 1 ist eine Art Handbuch der Sittenlehre und Lebensweisheit in 38 Capiteln, *Leys* hier genannt, die meistens mit den Worten *Sabed que* beginnen und viele einzelne Sentenzen und Maximen enthalten, die zum Theil wahrscheinlich arabischen Quellen entstammen. S. die Bemerkung des Hg. auf S. 4. Den grössten Theil der Flores hat der unbekannte Verfasser der Historia del Cavallero Cifar dem 2. Theil seines Werkes einverleibt. In den *Castigos y Dotrinas* setzt ein Vater seinen Töchtern zehn Gebote, die sie als Ehefrauen befolgen sollen, in 10 Capiteln auseinander, die beginnen: Lo (primero, segundo, — dezeno y postrimero) que avedes (oder aveys) de guardar es que ..... Allerhand Beispiele und Citate aus der Bibel, aus Kirchenvätern, aus *Valerio* (Valerius Maximus), *Oracio* und den Bocados de Oro, sind eingewebt. Die Bocados de Oro[1] werden jedoch nie unter diesem Titel citirt, sondern es heisst gewöhnlich *dize el sabio* oder *el filósofo* oder *un sabio*, einmal aber irrig *dicho es del profeta* und ein anderes Mal *dize el apostol.* Sowohl den *Flores de Filosofía* als den *Castigos y Dotrinas* hat der Hg. zahlreiche dankenswerthe Anmerkungen beigefügt, insbesondere sehr fleissig gesammelte Parallelen zu einzelnen Sentenzen und Vorschriften — vorzüglich aus verwandten spanischen Werken und den spanischen Sprichwörtern, aus dem classischen Alterthume und aus dem Orient[2] — und Nachweisungen angedeuteter Citate. Zu den

1 Dieses Werk wird Dr. Knust, der darüber bekanntlich schon Mittheilungen in Lemcke's Jahrb. X, 131 ff. und XI, 387 ff. gemacht hat, in der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart herausgeben. Man sehe darüber auch Moritz Steinschneider's Aufsatz in Lemcke's Jahrb. XII, 358 ff., der nachweist, dass ihm ein arabisches Werk zum Grund liegt.

2 S. 17 f. und S. 56 sind zwei Stellen aus Fr. Rückert's Erbaulichem und Beschaulichem aus dem Morgenland citirt und zwar sind sie in spanischer poetischer Uebersetzung, mitgetheilt, die der Hg. dem berühmten Dichter Juan Eugenio Hartzenbusch verdankt.

Parallelen zu *Conplida cosa es la mesura* (S. 15) verweise ich auf Romania V, 78, wo ich einiges Hierhergehörige zusammengestellt habe, und ausserdem auf die Erzählung in Johannes Pauli's Schimpf und Ernst, Cap. 518, nach welcher ein Weiser, der dem König von Frankreich das beste Wort aufschreiben soll, das er weiss, das Wort *modus* aufschreibt, und auf folgendes Distichon in J. O. Halliwell's und Th. Wright's Reliquiæ antiquæ I, 288:

Auro quid melius? Jaspis. Quid jaspide? Sensus.
Quid sensu? Ratio. Quid ratione? Modus.

(Dazu I, 91 die Variante: Quid ratione? Nichil.) Zu dem S. 45 aus dem Dyalogus creaturarum cap. 64 angeführten Ausspruch des Trajanus — mit der Quellenangabe: Legitur in Gestis Romanorum — verweise ich auf Lemcke's Jahrbuch XIV, 6, wo ich die wirkliche Quelle des Ausspruchs (Eutropius VIII, 52) und einige mittelalterliche Werke, in denen er erwähnt wird, nachgewiesen habe. — In den Castigos y Dotrinas wird S. 260—65 als Beispiel des Gehorsams einer Ehefrau die Geschichte der Griseldis erzählt, jedoch ohne Nennung ihres Namens oder der Namen ihres Gemahls, der nur als un marqués sennor de la tierra de los Salucios en Ytalia bezeichnet wird, und ihres Vaters. Die Geschichte beginnt mit der Quellenangabe: *Léese en un libro le las cosas viejas,* und der Hg. citirt dazu Boccaccio's Decamerone X, 10. Aber nicht aus Boccaccio's Novelle selbst, sondern vielmehr aus Petrarca's lateinischer Bearbeitung derselben hat der Spanier geschöpft, wie eine genaue Vergleichung seiner Erzählung mit Boccaccio und Petrarca ergibt.[1] In derselben Anmerkung verweist der Hg. wegen Ursprung und Verbreitung der Griseldis-Novelle auf Grässe und Dunlop-Liebrecht, es sind ihm also mein Aufsatz *Die Griseldis-Novelle als Volksmärchen* im Archiv für Litteraturgeschichte I, 409—27 und mein Artikel *Griselda* in der Ersch und Gruber'schen Allgemeinen Encyklopädie, 1. Section, 91. Theil (1871), S. 413—21 unbekannt geblieben.

Wenden wir uns nun zu den beiden *Leyendas.* Sie sind jener Escorial-Hs. h-I-13 entnommen, aus der schon drei wichtige Prosa-Erzählungen von Amador de los Rios und A. Mussafia herausgegeben sind.[2] Die Legende *De un cavallero Plácidas que fué despues cristiano é ovo nonbre Eustacio* ist eine bald ziemlich treue, bald freiere Uebersetzung einer lateinischen Uebersetzung der griechischen Legende des Eustachius. Der Hg. hat unter dem spanischen Text häufig die entsprechenden Stellen aus der lateinischen Legende in den Acta Sanctorum, Septembris T. VI, pg. 123 ff., zur Vergleichung gegeben und ausserdem manche dankenswerthe Anmerkungen mitgetheilt. Auf einige der letzteren sowie auf die vorausgeschickte Einleitung werde ich weiter unten näher eingehen. Auch die zweite *Leyenda,* die *Estoria del Rrey Guillelme,* ist eine derartige Uebersetzung wie die erste, und zwar die Uebersetzung eines französischen Gedichtes[3], nämlich des *roi Guillaume d'Engleterre* des Crestien von Troies. Der Herausgeber hat unter dem spanischen Text die ersten 351 Verse des Gedichts vollständig, von da aber bis V. 500 alle irgend abweichenden und dann nur die wichtigeren abweichenden Stellen abgedruckt, während im spanischen Text selbst von einem Absatz zum andern die entsprechenden Verse angemerkt sind. Ich wünschte sehr, dass das ganze Gedicht unter dem Text abgedruckt wäre. Die spanische Prosa gibt stellenweise das französische Gedicht so genau wieder, dass einige Fehler der fran-

1 Um wenigstens einen kleinen Beleg zu geben, so sagt in der spanischen Erzählung die Heldin zu ihrem Gemahl, als er sie zu ihrem Vater zurückschickt, unter anderem: Y tornarme he á la casa de mi padre á hazer mi vejez y muerte donde me crié y hize mi ninnez, pero siempre seré honrrada biuda, pues fuy muger de tal varon. Dies ist die Uebersetzung folgender Worte Petrarca's: ..parata sum... paternam domum repetere atque ubi pueritiam egi, senectutem agere et mori, felix semper atque honorabilis vidua, quæ viri talis uxor fuerim. Bei Boccaccio aber finden sich diese Worte nicht, sie sind eben ein Zusatz Petrarca's.

2 Die weiteren Angaben hierüber findet man — ausser bei Knust Seite 104—6 — in einem Aufsatze von mir in Lemcke's Jahrbuch XII, 287—89.

3 Auch von zwei andern Erzählungen der Handschrift ist es erwiesen und von einer sehr wahrscheinlich, dass sie Uebersetzungen französischer Gedichte sind. Siehe Jahrbuch a. a. O. 288.

zösischen Handschrift durch den spanischen Text emendirt werden können und vice versa, wofür der Herausgeber in der Einleitung S. 161—62 einige Beispiele gibt.[1] Trotzdem meint der Herausgeber S. 163 wegen der verschiedenen Abweichungen der spanischen Erzählung von dem Gedicht Crestiens, dass nicht letzteres die Vorlage des Spaniers gewesen sei, sondern dass vielmehr Crestien und der Spanier eine und dieselbe französische Vorlage gehabt haben müssten, welche Annahme er jedoch selbst in den *Corrigenda y addenda* S. 412 zurücknimmt. Es würde sich gewiss lohnen die spanische Prosaerzählung und Crestiens Gedicht möglichst genau zu vergleichen und die Abweichungen des Spaniers nach ihren verschiedenen Arten und wesentlichen Gründen und Anlässen zusammenzustellen. Unter den letzteren würde auch Missverstehen des Französischen vorkommen. So lässt der Spanier S. 207 die Pflegeväter ihren Pflegesöhnen jedem *un pan* (ein Brot) geben, wobei er Crestiens *pan* (Tuchlappen) missverstanden hat.

Ausser der *Estoria del Rey Guillelme* gibt es aber noch eine zweite spanische Prosaerzählung von dem König Wilhelm von England, welche in zwei Drucken des 16. Jahrhunderts (Toledo 1526 und Sevilla 1553) erhalten und, wie schon oben bemerkt, nach dem erstern vom Herausgeber S. 297—406 wiederabgedruckt ist. Der Herausgeber macht es in der Einleitung zur Estoria S. 167 ff. wahrscheinlich, dass diese Chronica, die eine ganz eigenthümliche Version der Wilhelms-Sage uns bietet, eine am Anfang des 16. Jahrhunders verfasste Uebersetzung eines am Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts von einem Franzosen — vielleicht in lateinischer Sprache — geschriebenen Werkes ist.

Ich will nun zu der *Introduccion general á las leyendas de Plácidas (Eustacio) y del rey Guillelme* (S. 87—106), in welcher der Verfasser eine Anzahl beiden verwandter Dichtungen bespricht[2], ferner zu der speciellen *Introduccion á la leyenda de San Eustaquio* (S. 107—21), welche über diese Legende und deren verschiedene Bearbeitungen in den verschiedenen Litteraturen handelt, und endlich zu einzelnen der unter dem Text der beiden Leyendas befindlichen Anmerkungen eine Anzahl Nachträge und Berichtigungen geben.

Wenn S. 94 der Verf. in der Inhaltsangabe der *Guten Frau* sagt, der Gemahl der Guten Frau habe sich entschlossen ins Elend zu gehen, *viendo que los pobres é infortunados se acuerdan más de Dios que los ricos,* so steht dies nicht im deutschen Gedicht.

In Bezug auf den Meistergesang von dem Grafen von Savoyen (S. 98) wäre auch auf Wilh. Freih. von Tettau, Ueber einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrh., Erfurt 1870, S. 124—150, = Jahrbücher der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, neue Folge, Heft VI, 292—318, zu verweisen.

---

1 Eins der bemerkenswerthesten, wie mir scheint, hat der Herausgeber nicht angeführt. S. 205 des spanischen Textes ist von den beiden Söhnen des Königs Guillelme, die ihren angeblichen Vätern Glocelines und Frochel so ganz unähnlich sind, dass die Leute zweifeln, dass sie wirklich ihre Söhne sind. Da heisst es dann: E todos desian que non semejavan en cosa á Glocelines nin á Frochel *quanto se semeja el alano al mastin.* Diesen Worten entsprechen folgende Verse im Guillaume (S. 97):

Et dient: Por voir cist enfant
Ne resamblent ne tant ne quant
Dan Foukier ne dan Gosselin
Ne que li vespres le matin.

Offenbar stand in der Vorlage des Spaniers:

Ne que li veltres le mastin —

und dies scheint mir die ursprüngliche ächte Lesart.

2 Es sind der spanische Prosaroman vom Ritter Cifar, der, wie eine darinn vorkommende Anspielung auf Eustachius (Cap. XLI, Knust S. 90) zeigt, von der Eustachius-Legende beeinflusst ist, das deutsche Gedicht eines Ungenannten von der Guten Frau, Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden und der Meistergesang vom Grafen von Savoyen, endlich das englische Gedicht von Sir Isambrace. Mit Ausnahme der damals noch nicht herausgegebenen Dichtungen vom Ritter Cifar und von Wilhelm von Wenden hat bereits W. L. Holland in seinem Crestien von Troies S. 77 ff. die genannten und noch einige andre Dichtungen zusammengestellt, und unser Verfasser hat auch S. 88 auf ihn ausdrücklich hingewiesen.

S. 100 f. erwähnt der Verf. in der Anmerkung der Geschichte vom stolzen Kaiser oder König, dessen Gestalt ein Engel eine Zeit lang annimmt, und gibt über sie einige litterarische Nachweise. Unbekannt geblieben sind ihm die auf sie bezüglichen Nachweise A. D'Ancona's in seiner Ausgabe der Novelle di G. Sercambi S. 293 ff. und der Sacre Rappresentazioni III, 175 ff. und meine Bemerkung zu ersteren im Jahrb. f. roman. und engl. Literatur XII, 407 f. Dazu sind nachzutragen A. F. E. Langbein's Gedicht *Das Mährchen vom König Luthbert*, Longfellow's *King Robert of Sicily*[1] in den *Tales of a Wayside Inn* und eines ungenannten dänischen Dichters dreiactiges Schauspiel *Den forvandlede Konge* (Kjöbenhavn 1876), welches letztere in Kopenhagen zahlreiche Aufführungen erlebt hat und von dem ich sehr wünschte, dass es durch eine gute Uebersetzung auch dem deutschen Publicum zugänglich gemacht würde.

S. 110 f. gibt der Verf. Nachricht über ein im Britischen Museum befindliches lateinisches Gedicht in Distichen, welches die Eustachius-Legende behandelt, und theilt daraus ein Bruchstück — 22 Distichen — zur Probe mit. Mehrere Verse sind offenbar verderbt, so *Ad puerum vertit, et ecce leo,* wo nach *puerum* vielleicht *faciem* einzuschieben ist. Ein Distichon lautet:

Me miserum quare fuderunt viscera matris?
Cur tumulus non michi vulvus fuit?

Hier ist natürlich *vulva* zu lesen und nach *tumulus* wohl *matris* einzuschieben.

Bei den italienischen Versionen der Eustachius-Legende wäre auch die des Fra Domenico Cavalca (in B. Sorio's und A. Racheli's Ausgabe von dessen Vite de' Santi Padri colle Vite di alcuni Santi, Trieste 1858, S. 324—28) zu erwähnen.

Die italienische Rappresentazione di Sancto Eustachio, deren S. 117 gedacht ist, erwähnt A. D'Ancona mehrfach in seinem ausgezeichneten Werk *Origini del Teatro in Italia. Studj sulle Sacre Rappresentazioni*, Firenze 1877, I, 239, 408, 425, 428, 433, 434, II, 1, 103, 130. Daselbst findet man auch Mittheilungen über ein toscanisches Bauernspiel dieses Inhalts (Maggio di Sant' Eustachio), Vol. II, 325, 344, 368, 373, 377, 378, 379, 385, 412.

Was der Verf. S. 119 über Georg Zobel's Gedicht von St. Eustachius sagt, ist etwas unklar und nicht ganz genau, wie jeder sich überzeugen wird, der die betreffenden Citate nachliest. Man vgl. jetzt auch Die deutschen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München I, 92, No. 582.

Zu den deutschen Bearbeitungen der Eustachius-Legende sind noch nachzutragen Herder's bekannte schöne Legende *Die wiedergefundenen Söhne* (zuerst im 3. Heft der *Adrastea* 1801 erschienen), Christoph Schmid's, des Verfassers der Ostereier, der Genovefa u. a., *Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unsrer Zeit* (Augsburg 1828, 4. Aufl. München 1860), Ludwig Aurbacher's, des Verfassers des Volksbüchleins, *Placidus und seine Familie* in seinem *Büchlein für die Jugend* (Stuttgart und Tübingen 1834), S. 9 ff., und endlich auch eine dramatische Bearbeitung, betitelt *Placidus oder Eustach, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, verfertiget und durch einige seiner Untergebenen öffentlich aufgeführet, von Johann Heinrich Steffens, des Zellischen Lycei Con-Rector und der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede* (Zelle 1749. 8°). Dieses in Alexandrinern verfasste und die Einheit des Orts und der Zeit wahrende Trauerspiel bringt natürlich nur den letzten Theil der Legende zur Darstellung, nämlich wie Placidus, der soeben die aufständischen Cilicier überwunden hat, in seinem Lager, in dem eben auch der neue Kaiser Hadrian eingetroffen ist, seine Söhne und seine Gemahlin auf eine von der Legende ganz abweichende Weise wiederfindet und wie er dann mit ihnen den Märtyrertod leidet. Wann und wie Placidus heimlich Christ geworden ist, erfahren wir nicht, und so wird denn auch die ihm auf der Jagd gewordene wunder-

1 Das schon mehrmals herausgegebene altenglische Gedicht *Robert of Cisyle* ist neuerdings von C. Horstmann in seiner *Sammlung altenglischer Legenden*, Heilbronn 1878, S. 209 ff. zum ersten Mal in einer gereinigten Ausgabe veröffentlicht worden.

bare Erscheinung nicht erwähnt. Als seine Quelle nennt der Verfasser in der Vorrede *das Historische Wörterbuch des Herrn Morerei* (sic!), d. i. das bekannte Dictionnaire historique von L. Moréri.

Zu S. 120 sind nachzutragen Heilagra Manna Sögur. Efter gamle Haandsrifter udgivne af C. R. Unger, Christiania 1877, II, 193—210, und G. Stephens, Ett fornsvenskt Legendarium, I, Stockholm 1847, S. 372—74.

Unbekannt ist dem Verf. geblieben, dass die Eustachius-Legende in der Bretagne und in Dänemark zum Volkslied geworden ist. In dem bretonischen Lied nämlich, welches F. M. Luzel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, I, 178 ff. in zwei Fassungen mitgetheilt hat, ohne darin die allerdings sehr entstellte Eustachius-Legende zu erkennen, wird der Held *Roue ar Romani* (le Roi de Romani) genannt, es ist also aus dem römischen Feldherrn der Legende ein römischer König geworden. In dem dänischen, leider zum Theil lückenhaften und nicht recht verständliehen Lied, welches sich in Sv. Grundtvig's Danmarks gamle Folkeviser, II, 605—607 (vgl. III, 907) findet, heisst der Held Sakarias (Sacharias). Dass der gelehrte Herausgeber des dänischen Liedes erkannt hat, dass ihm die Eustachius-Legende zum Grunde liegt, ist kaum nöthig ausdrücklich zu bemerken.

Endlich ist noch zur Einleitung der Eustachius-Legende nachzutragen, dass das im 14. Bande der Breslauer Uebersetzung der Tausend und einen Nacht sich findende Märchen *Von dem König, dem Alles verloren ging und dem Gott Alles wiedergab,* und die Variante dieses Märchens, die A. Freiherr von Haxthausen in Armenien gehört und in seinem Werk *Transkaukasia,* I, 334 mitgetheilt hat, auch als eigenthümliche Versionen unserer Legende zu betrachten sind.[1] Nur zum Theil aber verwandt sind die von Joseph Perles, Zur rabbinischen Sprach- und Sagenkunde, Breslau 1873, S. 58—65, besprochenen arabischen und jüdischen Erzählungen.

Wenn S. 132 der Herausgeber zu der Frage, die Christus an Eustachius richtet und die in der spanischen Form lautet: *Quieres agora recebir las tentaciones ó en cima de tu vida?* bemerkt: *La misma pregunta se repite en El Conde de Saboya y Syr Isambrace,* so ist dies doch nicht ganz genau. Zu Isambras sagt der Vogel:

In elde or youthe thou salle dry woo.
Chese, wethir es lever to thee!

Zu dem Grafen von Savoyen aber und seiner Gemahlin sagt die göttliche Stimme:

Wollent ihr lieber leiden
Ewiglichen gross Herzenleid und Ungemach,
Oder wöllt ihr euch jetzt von eurem Reiche scheiden
Und in das Elend gahn wol zehen Jahr ohn Zorn?

Bemerkenswerth ist, dass auch im dänischen Lied von Sakarias und in dem armenischen Märchen die Frage der Legende sich erhalten hat. Im dänischen Lied lautet die Frage durch den Mund des Hirsches:

Huad heller vilthu fatig y din önsken verre?
Eller du vilt den lönlig sorig paa din allerdom bere?

Im armenischen Märchen tritt ein Genius zu dem König und sagt zu ihm: Ich bin von Gott gesandt zu fragen, ob du in deiner Jugend oder in dem Alter glücklich sein willst. So trägt auch in einem sicilianischen Märchen (L. Gonzenbach, Sicilianische Volksmärchen, No. 20) der heilige Franz von Paula der kleinen Paulina, seinem Pathenkind, auf, ihre Mutter zu fragen, ob es besser sei in der Jugend oder im Alter zu leiden, und in einem andern sicilianischen Märchen (No. 21) erscheint der schönen Caterina ihr Schicksal (Sorte) und fragt sie: Wann willst du lieber das Leben geniessen, in der Jugend oder im Alter? In beiden Märchen wird geantwortet, dass es besser

1 In seiner Anzeige von Luzel's Chants populaires in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1869, St. 14, hat Felix Liebrecht (S. 538) bei Besprechung des Liedes vom *Roue ar Romani,* als aus der Eustachius-Legende entstanden, auch auf Grundtvig und auf *die bis jetzt noch nicht herbeigezogene orientalische Version in 1001 Nacht, Breslau 1836, XIV, 188, Vom König etc.* hingewiesen. Aus dieser Anzeige Liebrecht's hat wohl H. Oesterley, Gesta Romanorum, S. 730, geschöpft.

sei, in der Jugend zu leiden. Aber in einer jüdischen Erzählung bei A. Tendlau, Fellmeiers Abende. Märchen und Geschichten aus grauer Vorzeit. Frankfurt a. M. 1856, S. 105, wählt ein armer Mann, der durch einen Boten Gottes gefragt wird, ob er die ihm bestimmten sieben guten Jahre jetzt oder im Alter haben wolle, auf den Rath seiner Frau das erstere.

S. 192 ff. wird in einer längern Anmerkung wegen des Zugs in der Geschichte des Königs Guillelme, dass ein Adler ihm einen Beutel mit Geld entführt, unter anderm auf das altdeutsche Gedicht *Der Busant* und auf die Geschichte der schönen Magelona und auf das Märchen der Tausend und einen Nacht vom Prinzen Kamaralsaman und der Prinzessin Badur hingewiesen, in denen ähnliches vorkommt. Ich füge hinzu, dass das genannte altdeutsche Gedicht in dem altfranzösischen Gedicht *L'escoufle* eine Parallele hat, wie ich in der Germania XVII, 62 ff. nachgewiesen habe, und dass zur Magelona-Dichtung noch das italienische Gedicht *La Storia di Ottinello e Giulia* und A. D'Ancona's Einleitung in seiner Ausgabe desselben (Scelta di Curiosità letterarie, Dispensa LXXXIII, Bologna 1867), G. Pitrè, Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani, Vol. I, pag. 123 ff., No. XIV, und V. Imbriani's Bemerkungen dazu im Vol. IV, pag. 374, und endlich das tatarische Märchen *Das gekaufte Mädchen* bei W. Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens, IV, 482 ff., zu vergleichen sind.

Zum Schluss meiner Anzeige muss ich mein grosses Bedauern darüber aussprechen, dass diese an sich und durch die Zuthaten des Herausgebers in so vielen Beziehungen wichtigen und interessanten spanischen Literaturdenkmäler ausserhalb Spaniens leider nur wenig bekannt werden können. Das auch äusserlich schön ausgestattete Werk ist nur in 300 Exemplaren gedruckt, d. h. in wenig mehr als Mitglieder der Sociedad de Bibliófilos españoles sind. Mitglieder sind aber, wie die Liste am Ende des Bandes ausweist, fast nur Spanier und spanische Bibliotheken; deutsche Mitglieder sind nur der Herausgeber und *la Biblioteca Imperial de Strassburg*.

Von den dem Herausgeber zur Verfügung gestellten Exemplaren ist Referent so glücklich, eins, auf dessen Titelrückseite die Worte gedruckt sind *Núm.* 2. *Dedicado al Sr. D. Reinoldo Koehler por el Colector*, durch die Freundschaft des Herausgebers zu besitzen.

REINHOLD KÖHLER.

Dante Allighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von Karl Bartsch. 3 Theile. Leipzig, Vogel, 1877. 10 M.

Die bekannte Aneignungsfähigkeit der deutschen Sprache in Beziehung auf fremde Litteratur und das Bedürfniss des deutschen Geistes, mit Hülfe derselben ausländische Werke zum Gemeingut der eigenen Nation zu machen, sie zeigen sich vielleicht nirgends in so unablässigem Bemühen vereint, eine vollbefriedigende Uebersetzung hervorzubringen, wie gegenüber Dante und seiner göttlichen Komödie. Wir besitzen beispielsweise von Shakespeare, abgerechnet die Schlegelsche, in ihrer ersten Hälfte freilich immer noch mustergiltige Arbeit, nur 3 neuere Uebersetzungen; von Dante mehr als ein Dutzend Gesammtübertragungen der letzten 40—50 Jahre, älterer, fragmentarischer, unbekannterer Versuche nicht zu gedenken. Es hängt dies mit der eigenthümlichen Schwierigkeit nicht nur des Inhalts, sondern auch der Form des Originals zusammen, welch' letztere nicht etwa, wie der dramatische Iambus, eine internationale, sondern eine ganz specifisch nationale, speciell italienische ist. So entstand bald die Vorfrage und sie gilt heute noch nicht Allen für entschieden, ob überhaupt in Uebertragung der Divina Commedia die dem deutschen Sprachgeist zunächst fremde Versform der Terzine festgehalten werden solle und könne oder ob auf dieselbe von vornherein verzichtet und eine andere frei gewählt werden müsse. Denn dass eine blosse Wiedergabe in ungebundener Rede,

wie sie bei keinem Gedicht befriedigt, so vollends gegenüber Dante's Schwung und Phantasieflug ganz unleidlich sei, davon überzeugte man sich bald und es berührt höchst sonderbar, dass van Enk eine derartige, vor langen Jahren gelieferte Uebersetzung kürzlich unverändert in neuer Auflage hat ausgehen lassen.[1] Aber welche Versform nun wählen? So verschieden seinem Wesen nach von der Terzine, so konnte doch nur der fünffüssige Iambus hier in Frage kommen, der mit metrischer Lebendigkeit und Kraft für den Uebersetzer den Vorzug der Reimlosigkeit verbindet. Und nachdem Philalethes (I. Ausg. 1840 ff.) in seiner unübertrefflich treuen Iambenübersetzung damit einen hervorragenden Anfang gemacht und — Anderer nicht zu gedenken[2] — Witte (1865) ihn bei gleicher Treue an poetischer Haltung des Ganzen noch übertroffen, so hat noch neuestens Scartazzini seine Meinung dahin ausgesprochen[3], dass die metrische Uebersetzung allein allen Anforderungen an Treue im Einzelnen und im Ton des Originals zu genügen vermöge und eine gereimte Terzinenübertragung unabwendbar immer hinter jener zurückbleiben müsse, eine Ansicht, die auch sonst vielfach vertreten wird. Haben doch in einem ähnlichen Gefühl selbst neuere Uebersetzer nach Schlegels Vorgang wenigstens nicht die strenge Terzine, sondern nur eine annähernde Terzinenform mit Uebergehung eines Gliedes in der dreifachen Reimkette versuchen zu dürfen geglaubt.[4] Wenn es sich hierin indess zweifellos nur um ein absolutes Entweder — Oder, entweder strenge Terzine oder gar keine, handeln kann, so wird allerdings vor Allem das Ziel, das jeder einzelne Uebersetzer sich steckt, und der Leserkreis, den er sich denkt und wünscht, diese Wahl leiten und bestimmen. Wer mehr den Forschern, Gelehrten und Textvertrauten das Gedicht bieten will, wird sich für den Iambus, wer mehr einen gemischten Leserkreis im Auge hat, sich für die Terzine entscheiden. Trotzdem muss auch der Forschende, der, wenn es ihm um diplomatische Treue und Sinnergründung zu thun ist, ja seinen Text selbst nehmen kann und wird, er muss gerade bei einer Uebersetzung in die Muttersprache, sofern sie in Iamben gemacht ist, dasjenige, weshalb er, nicht etwa bloss die Verdeutschung einzelner besonders schwieriger Stellen, sondern eine Gesammtübertragung sucht und liest, vermissen, nämlich eben den dichterischen Totaleindruck, das eigentlich poetische Etwas, welches für uns Deutsche bei allem Lyrisch-Epischen eben im Reim liegt. Der Reim ist neuerdings selbst bei Uebertragung rein metrischer, antiker Dichtungen von Männern wie Marbach, Gravenhorst, Dörr als etwas für das germanische Gefühl Unentbehrliches anerkannt worden[5]; wie sollte er denn bei einem, im Original selbst gereimten und geradezu auf den kunstvollsten Reim basirten Gedicht irgend vermisst werden können? Ja der gelehrteste nicht nur, sondern auch zugleich der exclusivste Verehrer Dante's muss wohl zugeben, dass auch der grosse Dichter selbst diesem seinem kunstvollen Reim Manches zum Opfer brachte, dass auch er in der Wahl des Ausdrucks für seine Gedanken vom zwingenden Reim sich bestimmen lassen musste und bestimmen liess — eine Thatsache, die nicht immer in ihrer ganzen Tragweite verfolgt worden ist. So kann denn ein mehr oder minder strenges Urtheil gegen die Berechtigung und Ausführbarkeit einer Terzinenübersetzung der g. Kom. doch nicht daraus abgeleitet werden, dass auch der Verdeutscher sich von diesem Reim abhängig zeigt und so möglicherweise dem Dante'schen Ausdruck einen anderen, dem deutschen Reim gemässen, substituiren muss. Denn dieser Dante'sche Ausdruck ist ja vielleicht selbst eben auch nur des Reimes wegen so und nicht anders ausgefallen! Sicherlich prägt sich auch darin noch nicht irgend

---

1 Van Enk, die göttl. Komödie in prosaischer Uebertragung. Neue Ausgabe. Wien 1877. Braumüller.

2 Blanc, Kopisch 1842, Eitner (Hildburgh. Bibliothek) 1865. Alex. Tauer 1865.

3 Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1877 No. 9; in der Recension unsres vorliegenden Werkes von Bartsch.

4 Schlegel, zuerst in den Horen, 1795. Josephine v. Hoffinger (†) 1865; Ad. Dörr, dessen Jahreszahl uns nicht gegenwärtig. Ganz verfehlt in der, völlig knittelversartigen Form, wiewohl geistvoll in Einzelheiten, Julius Braun, die Hölle, 1862.

5 In der Uebersetzung der Sophocleischen und Aeschyleischen Dramenchöre, griechischer Lyriker etc.

ein Zufall, sondern vielmehr die Individualität und der eigenthümliche Sprachgenius des Dichters aus. Sicherlich hat aber dann auch der Uebersetzer das Seinige gethan, wenn er nur mit seiner Wahl des reimgemässen Ausdrucks in den Grenzen des, nach Massgabe seines Originals, Stilvollen und Stilreinen bleibt, d. h. wenn er bei der Gedankenwiedergabe sich ausschliesslich solcher Ausdrücke bedient, welche im Geist der ganzen Sprache des Originals liegen, welche also der Dichter, wenn sie seinem Reim gepasst hätten und im Organismus seiner Muttersprache gelegen gewesen wären, ebenso gut hätte gebrauchen können, welche seinem Stil, seinem Ton nicht entgegengestanden wären.

Damit ist freilich die ungleich grössere Schwierigkeit jeder gereimten, und auch hier der Terzinenübersetzung, gegenüber dem blossen Iambus constatirt und der feinste Tact, das sublimste Stilgefühl als eine unerlässliche Eigenschaft des Terzinenübersetzers der göttl. Komödie verlangt. Damit erscheint aber auch die Terzinenübersetzung Dante's als das höchste, immer noch und immer wieder anzustrebende Ziel und wir stehen unsrestheils ganz einig mit Bartsch auf dem Standpunkte, dass mit den (beiden) in ihrer Art unübertreffbaren Iambenübersetzungen die Aufgabe nicht als abgeschlossen betrachtet werden könne und immer neue „Versuche" das Ziel einer, nach Form wie Inhalt möglichst treuen, möglichst lesbaren, stilgemässen Verdeutschung der g. Kom. anstreben und auch endlich erreichen werden, welche Verdeutschung nur eine, in Terzinen gereimte sein kann.

Gedenken wir nun zunächst der diesfallsigen Vorgänger von Bartsch, so kommen hier vorwiegend Streckfuss und Notter in Betracht. Von den älteren Terzinenübersetzungen Dante's[1] hat sich nur Streckfuss' nicht nur bis heute gehalten, sondern als die vielgelesenste und stets noch gelesene in zahlreichen Auflagen erhalten. Bernd v. Gusek (um 1850) und Wilhelm Uringar (1868) standen weit zurück und sind bald verschollen. Dagegen trat 1872, 73 Fr. Notter in Stuttgart mit einer neuen, bedeutenden Arbeit hervor[2]: ihm folgte 1876 der Unterzeichnete mit einer Berichtigung, zum grossen Theil selbständigen Erneuerung der Streckfussischen Uebertragung[3] und endlich 1877 Karl Bartsch mit dem in Rede stehenden Werke.

Jede dieser Uebersetzungen hat mit Rücksicht auf den, dem Verfasser vorschwebenden Leserkreis ihr besonderes Ziel; und darnach muss sie auch beurtheilt werden. Dem verewigten Streckfuss ging von Anfang an die populäre Allgemeinverständlichkeit und damit ein gewisser freier und schöner Wurf im Ausdruck über Alles; und von dieser Grundtendenz des Ganzen durfte und wollte sich auch Ref. als Neubearbeiter, bei aller Limitation der Freiheit zu Gunsten der Treue, doch nicht ohne Weiteres emancipiren, was ihn oft Selbstverläugnung genug gekostet hat. Dagegen hielt Notter seine Uebersetzerarbeit ganz in Harmonie mit dem sie begleitenden, tiefgehenden, diplomatisch genauen und sich verbreitenden Commentar; seiner Uebertragung mag immerhin etwas Schwerfälliges ankleben, für eine der gediegensten, treuesten und zuverlässigsten wird sie immer gelten müssen. In der Mitte zwischen den beiden Genannten steht nun unser Autor, indem er sich weder ein vorwiegend gelehrtes Publicum denkt, noch aber im Interesse der Verständlichkeit sich irgend welche Freiheit concediren will, und in diesem Sinne sich das Ziel „einer nach Form und Inhalt möglichst treuen, lesbaren, den Stil des Dichters wiedergebenden Verdeutschung" steckt, sein Werk aber zum Voraus selbst nur als einen „Versuch" bezeichnet. „Denn nur immer neue Versuche, die redlich das früher Geleistete benutzen, können allmälig zum Ziel führen" (Bd. I, S. III). Das Letztere ist gewiss sehr richtig; das Erstere allzu bescheiden gesprochen von einer Arbeit, in welcher jeder Ur-

1 Die älteste, zugleich die erste vollständige Uebersetzung in Terzinen, war diejenige von Kannegiesser 1814—21; neu herausgeg. von Witte 1876. Ihm folgte Streckfuss, erstmals 1824 ff.

2 Dr. Fr. Notter, Dante's göttl. K. übersetzt und erläutert. Mit Excursen. 3 Bände. Stuttgart, Paul Neff. 1872, 73.

3 Die göttl. Komödie übersetzt und erläutert von Karl Streckfuss. Mit berichtigter Uebertragung und völlig umgearbeiteter Erklärung neu herausgeg. von Dr. Rud. Pfleiderer. Leipzig, Reclam (Universalbibliothek) 1876.

theilsfähige eine Zierde der Wissenschaft und eine wesentliche Förderung der grossen Aufgabe erkennen muss. Ja wir sprechen es offen aus: was Vereinigung möglichster Treue mit angenehmer Lesbarkeit anlangt, so hat der berühmte, feinfühlige Herausgeber und Uebersetzer mittelalterlicher Sprachdenkmale und hochgeschätzte Mitarbeiter dieser Blätter auch hierin bisher von keinem Dante-Uebersetzer Erreichtes erreicht und etwas, wohl in dieser Hinsicht auch auf lange Unübertreffliches geboten.

Es ist eine fliessende Klarheit, eine äusserst anmuthende, glatt fortlaufende Lesbarkeit und Verständlichkeit, welche an dem Werk erfreut; jede mögliche Spur der Mühsamkeit der Arbeit ist für den Leser ausgemerzt, was nicht einmal den bedeutendsten Iambenübersetzern immer gelang. Man gleitet in der Lectüre ebenso leicht und ohne Anstoss über die schwierigsten, verwickeltsten Stellen hinweg, wie über die verhältnissmässig übersetzbareren; die Terzinenform ist, ebenfalls unter freiem Wechsel männlicher und weiblicher Reime, aufs Correcteste und Eleganteste gehandhabt; die Diction glänzt durch alle und jede Abwesenheit alles Holprigen, Gezwängten, Gedrechselten im deutschen Ausdruck und erinnert, vermöge solcher, durch vollendetste Kunst erreichten Schönheit, Einfachheit und Natürlichkeit nur selten daran, dass sie eine Uebersetzung ist und kein Original, was um so mehr sagen will, als, wie schon bemerkt, bei dem Allem die Treue gegenüber dem Text als solchem, sowie gegenüber dem Stil und Ton desselben überall möglichst gewahrt ist.

Dies Letztere ist der Natur der Sache nach nicht immer in gleicher Weise gelungen und es finden sich auch Stellen, die mehr oder weniger vom Text abweichen. Wir nennen beispielsweise folgende: Inf. III, 4 ist die trinitarisch-dogmatisch bedeutsame Ordnung der 3 Gewalten „Allmacht, Allweisheit, erste Liebe" in „Allweisheit, Allmacht, Liebe" verstellt, was übrigens in anderer Weise auch Notter gethan, was aber deshalb von Belang ist, weil die scholastische (thomistische) Benennung der 2. und 3. göttlichen Person, der hier Dante folgt, eben nur in dieser und keiner anderen Ordnung den Gedankengang erkennen lässt, aus dem sie hervorging. Und das ist dieser: der Sohn, der sonst Liebe genannt wird, ist die intelligentia, das Denken, das Sich-Selbst-Denken Gottes, folgt also unmittelbar auf die divina potestate; der Geist aber, sonst Weisheit genannt, ist die göttl. voluntas, das göttl. Wollen, die Liebe, folgt also auf die somma sapienza. Beiläufig gesagt, so bedauern wir es gerade an dieser Stelle besonders, dass der Uebersetzer dieselbe ganz in nur weiblichen Reimen gegeben hat. Denn gerade diese furchtbare Lapidarschrift darf am wenigsten fürs Deutsche die Wucht und Knappheit verlieren, welche in unserer Sprache nur durch Minderung der breit und weich für uns klingenden weiblichen Reime des Italienischen erreichbar ist, wie denn die Stelle um deswillen bei Streckfuss und Notter viel kraftvoller lautet. Auch wäre in unserer Uebersetzung dann vielleicht die unschöne Ellision in V. 4: „hoh'n Erbauer" eher zu vermeiden gewesen. — Nicht unbedeutend verschoben ist sodann der Sinn in IV, 37 ff. durch die Version: „Sie (die Bewohner des Limbus) lebten eh' das Christenthum erschienen; Drum dienten Gott nicht würdig ihre Seelen." Im Gegentheil will Dante (Virgil) sagen: „wenn sie auch chronologisch vor Christo lebten", so brauchten sie darum noch nicht Gott gar nicht nach Gebühr zu verehren; sie hätten vielmehr dennoch in ihrer Weise, nach Art der Patriarchen und der an die Weissagung Glaubenden, „Gott debitamente verehren können, haben es aber nicht gethan". Darum und in diesem Sinn gerechter Weise ihre Strafe hier! — Dass unser Uebersetzer in IX, 120 durch die Wendung, die Gräber der Ketzer seien so erhitzt von Flammen gewesen, „dass keiner Kunst braucht härtrer Stahl zu dienen", das Bild des Originals „che ferro più non chiede verun' arte, dass keine Kunst das Eisen härter verlangt" wesentlich verschoben und undeutlich gemacht habe, wie Witte[1] bemerkt, können wir nicht finden. Dagegen ist XXIII, 67 eine Stelle, wo

[1] In der Anzeige unseres Werks, Allgem. Zeit. 1877, No. 8.

das Textwort: „O in eterno faticoso manto" uns doch etwas ungenügend und zu leer wiedergegeben erscheinen will mit „O Mantel, Ewigkeiten durch zu tragen!" Obwohl es am Ende indirect darin liegt, so darf doch die ausdrückliche Markirung des faticoso nicht vermisst werden und Streckfuss hat besser „o Mantel, lastend unter ew'gen Peinen", noch treuer Notter: „o Mäntel, deren Qualen ewig dauern". — In Purg. XI, 26 ff. wird durch das „oftmals gedrückt" und „oft von Angst erfasst" des Uebersetzers ein dem Sinn des Dichters zuwiderlaufender Gedanke hereingebracht, da vielmehr die dortigen Büsser schlechtweg als „sotto il pondo gehend" und als „lasse", also als stetig Gedrückte und Ermüdete bezeichnet werden; ein anderer Textgedanke tritt nicht hervor, derjenige, dass die Schatten bei all dem doch wieder alle „disparmente angosciate" „in verschiedenem Masse beängstigt" gewesen seien, nämlich gemäss ihrer individuellen Verschuldung. — XIV, 86 f. heisst es im Text wörtlich: (O Menschheit, warum wendest du das Herz dahin), wo das Verbot des Genossen nothwendig Platz greift, wo der Genosse sich verbietet (là v' è mestier di consorto divieto). Zweifellos sind es die Glücksgüter, von denen die Rede ist. Aber das frägt sich, ob das „consorto" und dessen Verbot vom Genossensein, vom Besitz derselben überhaupt oder aber vom Genossenhaben beim Besitz derselben, vom gemeinschaftlichen Besitz der Glücksgüter zu fassen sei. Vom Ersteren müssen wir, kann man jedenfalls unsere Uebersetzung verstehen, wenn sie sagt:

„O Menschenherz, wie kannst du das begehren,
Dessen Gemeinschaft [d. h. doch wohl dessen Berührung überhaupt, dessen Besitz] man viel lieber floh?"

Der Gedankenzusammenhang der Stelle lässt aber keineswegs diesen ziemlich allgemeinen Satz, sondern vielmehr eine Begründung davon erwarten, warum und wie der Neid, in dessen Kreise wir sind, durch die irdischen Besitzthümer erzeugt wurde. Und diese Begründung gibt allein die zweite Auffassung, welche ohnedies durch die deutliche Auseinandersetzung in XV, 43 ff. geradezu gefordert erscheint und auch unseres Wissens von den meisten Erklärern adoptirt ist. Die Glücksgüter werden, ihrer irdischen und niederen Natur nach, durch Mitbesitz verringert, statt, wie die himmlischen, gemehrt und verstärkt. Sie vertragen also keine Mittheilhaber, schliessen das Genossenhaben bei ihrem Besitz aus und sind, weil solcher Ausschluss thatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit ist, eine beständige Quelle des Neides. Darum „O Menschenherz, wie kannst du das begehren, Was Ausschluss der Genossenschaft gebeut!" — In demselben Gesang ist V. 92 eine bekannte Crux der Uebersetzer. Was ist das „ben richiesto al vero ed al trastullo"? Dem ganzen Zusammenhang nach dürfte wohl nur die Neidlosigkeit gemeint sein, als der rechte Gegensatz gegen die soeben erwähnten vielbegehrten und vielverderblichen Glücksgüter, als das Gut, das ächte, welches sowohl Freude und Wohlbehagen (wahren Lebensgenuss) gewährt, als auch (innerlich) Wahrheit und Reinheit der Gesinnung bedingt und über dessen Abhandengekommensein im Land Dante in der ganzen Stelle ja eben klagt. Wenn nun unsere Uebersetzung den Vers wiedergiebt: „(verloren sind) die Güter, die mit Recht die höchsten scheinen", so erscheint hierin „das" Gut in „Güter", der specifische, ausgezeichnet schöne Gedanke des Dichters in einen generellen, hier nicht viel sagenden verallgemeinert. Dementsprechend begnügt sich auch die Anmerkung zu der Stelle mit der Angabe: „in der ganzen Romagna herrscht Entartung", ohne nähere Erklärung, was für eine Entartung es sein muss, die im vorliegenden Zusammenhang gerade den Dichter zu seinem Ausfall veranlasst. — Wir heben nur noch 3 Stellen aus dem Paradiso heraus. Gs. XVII, 91 ff., am Ende der Rede des Cacciaguida, heisst es in unserer Uebersetzung:

Was du hier hörst, aus deinem Sinne weiche
Das nicht, doch schweig'. Noch viel ward mir erschlossen,
Dran selbst wers sieht kaum mit dem Glauben reiche.

Soll das „was Dante hier hört" (im Text aber ausdrücklich und nachdrücklich di lui!) und wovon er schweigen soll, das Vorangehende sein, das,

was er bisher gehört hat, oder das, was er noch hören wird, das im nächsten Sätzchen geheimnissvoll Angedeutete, aber nicht Gesagte? Diese aufsteigende Frage beweist zum mindesten, dass die Uebersetzung nicht klar genug den einzig richtigen Sinn, den ohne Zweifel auch unser Uebersetzer der Stelle beilegt, zum Ausdruck bringt, zumal auch in den Anmerkungen nichts zur Verdeutlichung gesagt ist. Dieser Sinn ist der, dass die Worte „e porteràne — ma nol dirai" nicht etwa das Vorangehende abschliessen, sondern die folgende geheimnissvolle Andeutung „e disse cose etc." als etwas ganz Besonderes aber nicht Auszusprechendes ankündigen, wodurch diese Worte auch allein für sich selbst einen Sinn erhalten und an ihrem Platz erscheinen und die ganze Stelle lautet:

Und dies noch lass nicht aus dem Sinn dir weichen
Von ihm, doch schweig" — dann sagt' er Dinge mir etc.

Demnach sind die beiden Sätzchen der Terzine durch kein Punkt zu trennen, ihre unmittelbare gegenseitige Beziehung und damit der besondere Nachdruck des letzten muss hervortreten und das wichtige „di lui" darf nicht wegfallen. Denn die Verse 92 und 93 in ihrer ebenso beabsichtigten, wie bedeutsamen Räthselhaftigkeit reihen sich jenen speciellen Verkündigungen einer bevorstehenden Weltumgestaltung durch einen grossen Erretter und Reformator, und zwar vorwiegend politischen Reformator, an, welche die ganze göttliche Komödie, von Ges. 1, 100 der Hölle an bis zum Schluss des 27. des Paradieses, durchziehen, und es ist unzweifelhaft, dass mit den „cose incredibili" eben jene erhofften rettenden Ereignisse gemeint sind, sowie dass Cangrande mit denselben in unseren Versen in irgend eine Beziehung gebracht wird, während dagegen die vorangehende Stelle (76—90) rein auf sein persönliches Verhältniss zu Dante geht. Welcher Art nun aber jene Beziehung Cangrande's zu den Vorgängen sei, wie weit sie reiche, das lässt der Dichter ebenso im Dunkeln wie die Frage, worin eigentlich seine „cose incredibili", jene rettenden Ereignisse bestehen werden. Wir glauben, dass der Dichter das selbst nicht anzugeben gewusst hätte und es vergebliche Mühe ist, darüber Conjecturen aufzustellen. Es durchzieht alle diese (im Ganzen 10)[1] Stellen des Gedichts mehr oder weniger eine Unbestimmtheit bezüglich der Dinge, die da kommen sollen, ein Schwanken bezüglich der Person, die dabei die Hauptrolle spielen soll. Und bemerkt man dies Letztere[2]; beachtet man ferner, dass gerade die drei letzten dieser Stellen am Ende des Paradieses jeder, auch der leisesten Hindeutung auf eine Person, wie sie die früheren noch haben, völlig entbehren und auch in Beziehung auf die Sache in der äussersten Allgemeinheit und Unbestimmtheit sich bewegen[3], so erscheint die ganze Reihe so ziemlich als ein Stufengang[4] von einer, zuerst mehr ins Einzelne bestimmten, bis zu einer, endlich ganz allgemeinen Zukunftsperspective, ein Stufengang, welcher gleichen Schritt hält mit den Einzelwandlungen der Hoffnungen in des Dichters Seele selbst. Man sieht, die feste Ueberzeugung einer gewissen endlichen Besserung der ihn so schwer bekümmernden kirchlich-politischen Zustände hat unser Dichter mit prophetischer Gewissheit durch sein ganzes Leben und seine ganze göttliche Komödie unentwegt festgehalten und ausgesprochen. Aber in Ansehung der Art der Herbeiführung dieser Besserung und etwaiger sie vermittelnder gottgesandter Persönlichkeiten klammerte sich seine Hoffnung bald an diesen bald an jenen, bald an Heinrich bald an Can grande, ohne doch je eigentlich ganz bestimmt oder ganz sicher von Einem der Beiden zu reden[5], bis sie endlich, auf solche Andeutungen

---

1 Hölle 1, 101; 9, 85. Purg. 7, 96; 20, 15; 33, 45. Par. 9, 139; 17, 91; 22, 14 ff.; 27, 61; 27, 142 ff.

2 Z. B. 7, 96 liegt Heinrich VII. am Nächsten; dagegen Inf. 1, 101 und hier Can grande.

3 la vendetta, l'alta Provvidenza-soccorrà, la fortuna-volgerà etc. Par. 22, 14; 27, 61. 145 f.

4 Wir haben auf diesen schon an anderer Stelle hingewiesen, in der Abhandlung: „Ist D. heterodox" im IV. Band des Dantejahrbuchs S. 507 ff., wo auch die fraglichen Stellen alle näher erörtert sind. Vgl. auch in Streckfuss-Pleiderer uns. Bem. z. d. St. u. z. Pg. 33, 45.

5 Bekanntlich immer, mit einziger Ausnahme der vorliegenden Stelle, in einem Räthselwort wie veltro, il altro, era del ciel messo, un Cinquecento diece e cinque.

verzichtend, sich auf das einfache „Dass" der Sache, mehr im Sinn einer unmittelbaren Gotteswirkung, zurückzieht. Und ist nun gerade unsere vorliegende Stelle die letzte, wo noch auf die Person des Erretters und zwar direct und wörtlich, wie nie sonst, auf den Can hingewiesen wird, so darf man dennoch nicht verkennen, dass derselbe noch keineswegs damit als die Hauptperson der künftigen Ereignisse bezeichnet ist, sondern dem Dichter ebenso gut nur als Anlass, als Mitwirkender, ja sogar bloss als Mitwisser oder Mit-Ersehner derselben vorschweben kann, wie er denn auch weder Purg. 33 im Dux noch Inf. 1 im veltro mit voller Sicherheit nachzuweisen ist. Vollends können besonders die beiden letztgenannten Stellen nicht für die vorliegende als Beweis und diese nicht für jene als Bestätigung angeführt werden schon wegen ihres chronologischen Auseinanderliegens der Abfassung nach, während dagegen die Nichterwähnung des Can in den so nahe folgenden Stellen Par. 22 und 27 aufs Stärkste gegen die Betonung seiner Person an dieser Stelle ins Gewicht fällt. Im Ganzen dürfte also wohl die hergebrachte und auch noch von Philalethes, Wegele, Scartazzini vertretene Ansicht, dass die grossen Weltumgestaltungshoffnungen Dante's mit Bestimmtheit auf den Can grande sich concentriren, allmälig der Concession weichen, dass nirgend eine Person mit Sicherheit nachzuweisen sei, ja dass dem Dichter selbst ausser Heinrich, so lange dieser lebte, gar keine mit Bestimmtheit und eigener klarer Ueberzeugung vorgeschwebt habe. Es wäre nun eine Aeusserung unseres Uebersetzers über seine Ansicht in der Sache von hohem Interesse, zum mindesten für den weiteren Kreis der Leser eine noch so kurze Hinweisung auf die in der Stelle liegende Weissagung und ihren Sinn angezeigt gewesen und scheint uns hier mit Unrecht alle und jede Anmerkung zu fehlen. — XVIII, 16—18 kann der Sinn des ebenso schönen als klaren Gedankens vom „secondo aspetto" nur der sein, dass vom (dal) schönen Antlitz der Beatrix das Abbild, die Widerstrahlung der ewigen Wonne, welche Sie unmittelbar beschien, den Dichter selbst traf. Die verklärte Geliebte ist das Medium, durch das die himmlische Glorie in mittelbarem „zweitem Anblick", d. h. eben im Abglanz, in Widerstrahlung den Sterblichen selbst berührt und beseligt. Diesen Gedanken finden wir in unserer Uebersetzung doch zu sehr zusammengezogen, wenn sie das „dal bel viso" und „col secondo aspetto" einfach zusammenfasst mit: „ihr im Angesichte gespiegelt". Dies, die objective Beziehung, liegt eigentlich schon allein in „dal bel viso". Die subjective Empfindung des Dichters davon aber in „col secondo aspetto" scheint uns unerlässlich besonders auszudrücken: „vom schönen Angesichte (worin sie sich spiegelte) mir widerstrahlend". — XXIX, 108 tritt der Herr Verfasser in der Anm. mit Recht nicht der die culturgeschichtlich und reformatorisch hochbedeutsame Beziehung des Verses abschwächenden Auffassung bei: „es hilft ihnen nichts, den Schaden nicht zu sehen, er kommt dennoch"; sondern er erklärt sinngemäss: ihre Unwissenheit gereicht ihnen selbst, nämlich vor Gott, dennoch nicht zur Entschuldigung, sofern sie nämlich die lautere Wahrheit in der Bibel haben können, welche bekanntlich in jenen Zeiten keineswegs absolut unzugänglich war, besonders in lateinischer Sprache für die Gebildeteren, an welche der Dichter wohl vor Allem denkt. Auch bezieht sich das Wort nicht allein auf Italien. Dieser Auffassung gegenüber nun ist zu bedauern, dass Bartsch nicht auch im Text das Wörtliche „und nicht entschuldigt sie's êtc." beibehalten, sondern das an sich undeutliche „nicht das hilft ihnen fort etc." aufgenommen hat.

Wenden wir uns von diesen und andern zu einer weiteren Reihe von Stellen, so wird es keinen Kundigen irgendwie überraschen, dass auch einem solchen Meister, wie Bartsch, bei der Schwierigkeit der Aufgabe je und je der Tribut eines Flickworts nicht erspart blieb, dass ihm auch da und dort weniger schöne und glückliche Wendungen von der Reimnoth abgedrungen wurden. Fürs Erstere führen wir beispielsweise an: Inf. 4, 28 „Weiden", wovon auch keine Spur, kein irgend welcher Anklang im Text; ib. 10, 96 ebenso „gleich dunkler Rinde" (inviluppata); ib. 13, 63 „Schlaf" mich floh, ebenso; Par. 17, 46 „auf seinen Füssen" ebenso u. a. Fürs Zweite u. A.: Inf. 5, 41 die Staaren „tragen die Flügel in gedrängter Zeile"; 43 „nun

her, nun hin"; 51 „auf die die finstre Luft dringt strafend ein"; 13, 57 geh'n mich lass „im Schwätzen"; 63 „bis dass die Puls' ihr Schlagen liessen", was auch nicht ganz sinnrichtig, sofern es geradezu so viel heisst, als wirklich sterben, was ja nicht der Fall war infolge seiner Amtstreue; 15, 40 an deinen Saum „gehängt"; Purg. 7, 90 „als mitten in dem Thale drunten weiter" (unschöne Umstellung statt „weiter unten")); 10, 3 „das Krumme grad' macht"; durch die neutrale Wendung wird das Bild, das im Original concret vom krummen Weg spricht, unschön alterirt; 11, 24 die Schaar „die hinter uns erscheint", als ob diese gleich hinter den Redenden des Weges käme, während doch die noch im früheren Kreise Befindlichen gemeint sind; 24, 139 „hier müsst ihr drehen", statt „wenden", mindestens „euch drehen"; Par. 1, 117 er „macht die Erde in sich kleben" in sè stringe ed aduna; 3, 90 (jede Himmelsstätte ist Paradies, ob auch nicht gleicher Weise) „des höchsten Gutes Gnade drin sich bette" gegen das herrliche Bild des Textes: la grazia del sommo ben d'un modo non vi piove; 33, 93 „so weitet Wonne mir der Seele Rand", ein untextmässiger und unpoetischer Nothreim auf „Band", den auch Notter hat.

So wenige es übrigens im Vergleich zum Ganzen der genannten und etwa noch hinzuzufügenden Stellen sind, so wenig vermögen sie auch für uns den Eindruck und die Anerkennung der bewunderswerthen Worttreue und anschmiegenden Genauigkeit zu verringern, welchem wir von Anfang an hinsichtlich unsrer Uebertragung Ausdruck gegeben haben.

Dass nun aber bei diesem Princip und seiner so strengen und consequenten Durchführung eine andere Seite des Textes, nemlich der poetische Schwung und Wurf wieder zurücktreten, ja öfters auf denselben geflissentlich verzichtet werden musste; dass eine grössere Freiheit im Einzelnen wie diesem, so auch manchmal der Deutlichkeit, der leichteren Erfassung des Sinns, besonders des bildlichen poetischen Sinns einer Stelle, zu Statten gekommen wären, das soll als etwas Nothwendiges und Selbstverständliches in keiner andern Meinung erwähnt werden, als um zu constatiren, wie es menschenunmöglich ist und vorerst auch bleiben wird, wollte man erwarten, dass auch der grösste Meister allen Seiten des Textes in einer fremden Sprache gleichmässig gerecht werde, was ja in gewissem Sinn von allen Uebertragungen gilt, doch im höchsten Maasse und spezifischer Qualität von derjenigen Dante's.

Hinsichtlich der poetischen Haltung einer Uebertragung wird es sich immer hauptsächlich um die Fragen handeln: dürfen Bilder und Tropen, Wendungen und Ausdrücke des Originals, welche an sich nicht unübersetzbar sind, deshalb mit anderen vertauscht werden, weil sie, dem Genius der andern Sprache entsprechend, in derselben sich unpoetisch, nüchtern, prosaisch oder seltsam, störend ausnehmen? Dürfen im Interesse solchen Tausches, wenn unerlässlich, auch unwesentlichere Einzelheiten des Originals drangegeben werden? Darf mit einem Worte poetisch freier übersetzt werden, nicht an solchen Orten, wo etwa der Dichtung selbst in eine minder poetische Wendung verfallen ist, wie Dante öfters, nicht also in anmasslicher unverstandener Verschönerung derselben, sondern nur da, wo die beiden Sprachgenien sich in einem und demselben poetischen Bild etc. entschieden nicht begegnen? Solche Fälle, die natürlich fortwährend ein ganzes Werk durchziehen, wo Bartsch immer genau wörtlich übersetzt, sind z. B.: Pg. 32, 4 f. „rechts und links umgab von Nichtgewahren Beatrix eine Wand"; Par. 1, 112 f. (si muovono) a diversi Porti „sie schiffen nach verschiedenen Häfen (im Deutschen wohllautender der Singular: zu manchem Hafen); 21, 40 ff. „solch' Thun, glaubt' ich, hätt' ich hier wahrgenommen an dem Hervorsprühn etc." Es wird nun bezüglich der obigen Fragen in den beispielsweise angeführten und allen ähnlichen Fällen der Eine ja sagen, der andere nein. Es wird der Eine alle und jede Freiheit von vornherein perhorresciren oder wenigstens, einmal solche zugegeben, das Einreissen bodenloser Willkühr fürchten. Der Andere dagegen, unter Voraussetzung des pietätsvollen Takts und Geschmacks des Uebersetzers, wird um so weniger einen Schaden darin sehen, je mehr es sich für alle, welche überhaupt eine Uebersetzung und nicht das Original

lesen, doch auch wesentlich um den poetischen Eindruck handelt. Beide Anschauungen haben nach unsrem Dafürhalten ihren guten Grund; beide Standpunkte haben, das Für und Wider abgewogen, ihr volles Recht und werden es auch ins Künftige behalten und sich je nach dem individuellen Geschmack Freunde und Vertreter erwerben. Dagegen für unzweifelhaft berechtigt, ja nothwendig halten wir es, dass um der unmittelbaren Deutlichkeit und leichten Erfassbarkeit des Sinnes willen eine freiere, eine erklärende Uebersetzungsweise walten dürfe in solchen Fällen, wo die Schwierigkeit des Verständnisses nicht sowohl in dem tieferen Gedankenzusammenhang oder der eigenthümlichen Sprache des Dichters überhaupt, kurz nicht in etwas wesentlich Characteristischem, daher Unantastbaren des Originals, sondern in einer singulären, oft sprüchwortartigen, für Nicht-Zeitgenossen oder Nicht-Italiener absolut unverständlichen Vergleichs- oder Ausdrucksweise liegt, wie z. B. Purg. 33, 36, wörtlich „nichts Eingebrocktes scheuet Gottes Rache", oder 31, 42, wörtlich: „es kehrt sich das Rad der Schneide entgegen in unserem Gericht". Hier geht gewiss der Sache und dem Dichter nichts verloren, wenn entweder ein analoges Bild gewählt oder dem Originalwort einfach sein darin liegender Sinn sofort substituirt wird („es stumpft sich ab das Schwert der Rache"; keinen „Zauber" scheuet etc.), was wir eben „erklärende" Uebersetzung heissen. Vollends muss solche walten, wo die Unverständlichkeit nur an der, für die Uebersetzersprache nicht adäquaten Satz-Construction hängt und diese einzig jener anzueignen ist, wie z. B. Par. 20, 79 ff., wörtlich „ich war für meinen Zweifel was Glas der Farbe ist". Kann in allen solchen Fällen hierbei eventuell durch eine Anmerkung dem Leser der Blick in den wortgetreuen Ausdruck des Originals gewahrt bleiben, so wird ihm dagegen dadurch nicht nur eine Stockung des dem Lesen mitfolgenden Verständnisses, sondern auch eine Störung des poetischen Eindrucks erspart, welche mit dem Zwischeneinkommen gerade solcher singulären, unverständlichen Ausdrücke und Wendungen besonders verbunden ist.

Ehe wir auf die Form unsrer Uebersetzung übergehen, fügen wir noch an, dass uns eine Anzahl Stellen auffiel, in welchen dieselbe in einen allzu derben Ton verfallen ist, dessen man bekanntlich das Original bei all' seiner oftmaligen Drastik und Schneide doch nicht zeihen kann, der unedel und störend wirkt; und dies besonders an einigen Orten des Paradieses. So im Munde des Cacciaguida 16, 54 „als dass nun drinnen bei euch stinkend schwänze der Baur von Signa etc. (sostenerlo puzzo del —); im Mund des Adlers ib. 20, 60 „ob auch die Welt darüber geh' in Fetzen (sia distrutto); im Mund Petri in der erhabenen Rede Gs. 27, 54 „drob ich erröthend oft schon Funken schnaufte (arrosso e disfavillo, sprühte). Dagegen z. B. Inf. 21, 87 in der crassen Teufelshetze das „omai non sia feruto" „er bleibe ungestochen" (mit der Gabel) unnöthiger Weise abgeschwächt und der persönlichen Drastik entkleidet erscheint in der Wendung „lass es ungerochen".

Andererseits können wir nicht umhin, hier gelegentlich auf die besonders treffende Art hinzuweisen, womit unser Meister manchmal alterthümlich-deutsche Formen, die zum Ton des Gedichts passen, in seiner Uebersetzung zu verwenden und derselben auch dadurch ein zeitentsprechendes Colorit zu geben versteht, z. B. Par. 11, 81 träggemuth, Fegf. 31, 115 „den Wagen selbst traf er (der Adler) so ungelinde, dass er sich bog", wogegen z. B. ib. 1, 102 „auf dem weichen Schlicke" ein nicht gangbares Wort erscheint, obwohl auch dem Ref. als Provinzialismus bekannt (ein Schlick Haare). Andere schöne und wohlgelungene Stellen hier besonders im Einzelnen aufzuführen, deren jede Seite Zeuge ist, erachten wir für überflüssig, sowie auch kaum eine nochmalige Hinweisung darauf nöthig sein dürfte, dass all' die kritischen Bemerkungen, die wir uns im Vorstehenden erlaubt haben, nach dem Maasse der rückhaltlosen Gesammtanerkennung des ganzen Meisterwerks bemessen sein wollen, welche wir gleich zu Anfang ausgesprochen.

Was noch speziell die deutsche Terzinenform betrifft, so haben wir auch hinsichtlich dieser schon ausgesprochen, dass deren Handhabung, wie nicht anders möglich bei einem so vielseitigen und vielgewandten Uebersetzer, eine im höchsten Grad edle und elegante sei und müssen noch hinzu-

fügen, dass auf die, so schwierige möglichste Reinheit der Reime eine besondere Sorgfalt und mit seltenem Erfolge verwendet ist. Dass aber die absolute strengste Reinheit in Uebersetzung einer so endlosen, verschlungenen und zugleich mehrfachen Reimkette, wie die göttl. Kom. sie bietet, einfach unmöglich und gar nicht zu fordern sei, kann nun als auch durch Bartsch erwiesen betrachtet und constatirt werden. Vgl. z. B. aus den ersten 24 Seiten der Hölle Gs. I, 29, 31; 79, 81; 125, 127. 129; II, 34, 36; 41, 43; 38, 40; 50, 52; 82, 84; 116, 118; III, 16, 18; 26, 28; 50, 52; (56, 58; 80, 82); 86, 88. 90; 110, 112; IV, 142, 144; — II, 46, 48; IV. 64, 66 (ebenso XIII, 25, 27 u. ö.), 89, 91 (ai — ei; i — üh), wozu noch XIII, 44, 46 (das, dass), VIII, 71, 75 (Helle, Hölle), XVII, 85, 87 (Fieber, Fiber), Purg. XX, 91, 93 (äu, eu), XXV, 131, 133, 135, Par. V, 61, 63 (ih, ü), XXIII, 110, 114 genannt werden mögen. Sehr häufig werden identische Reime gebraucht („kennen, verkennen, bekennen"; leitet, geleitet etc.), auch bei Lautverschiedenheit (Pg. 30, 110 ff.: erreichen, reichen = divites, reichen = sich erstrecken); etliche Male auch der sog. schwebende spondäische Reim mit orientalischem Klang (Purg. 27, 8 ff.: quoll es, scholl es, soll es); zweimal fanden wir einen Zwei-Wörter-Reim mit gewagtem Accent (Purg. XXX, 32 ff.: Schleier, frei er, Feier; Par. XXIV, 19, 21, sah ich, wich) und einmal scheint der Reim ganz übersehen: Par. XIII, 115 schreiten, bei Weitem). Ueber das Alles soll und darf man nach unsrer Meinung mit einem Danteübersetzer nicht rechten, der sich in beständiger, oft verzweifelter Reimnoth befindet, sowohl wegen der Schwierigkeit des Originals an sich, als wegen der Ungleichheit beider Sprachen in Hinsicht auf Fülle von Reimformen, besonders weiblichen. Dies führt uns auf einen andern Punkt. Nach allgemein anerkannten Principien hat auch Bartsch den, der italienischen Sprache besonders eigenthümlichen, in der g. K. fast ausnahmslosen und regelmässigen, im Deutschen aber weder sprachlich noch dichterisch durchzuführenden, weiblichen Reim nicht durchweg festgehalten, aber nun keineswegs einen regelmässigen, sondern einen ganz freien, in beliebigen Zwischenräumen wiederkehrenden Wechsel mit männlichen Reimen eintreten lassen. Er spricht sich darüber im Vorwort dahin aus, dass er den regelmässigen Wechsel, wie ihn Streckfuss (und auch Notter) durchgeführt, als eine unnöthig auferlegte Fessel ansehe, der zu Liebe manches Wesentlichere hätte geopfert werden müssen. Das Letztere ist sicher und auch über das Erstere massen wir uns nicht an, mit einer anerkannten Autorität, wie Bartsch es im Gebiet der alten Dichtungsformen ist, rechten zu wollen. Nur auszusprechen erlauben wir uns, dass es uns für unser Theil schwer fällt, die Gebundenheit an eine strengere Form des Reims in ihrem Werth nicht doch am Ende höher anzuschlagen, als die kleinen Concessionen in der Uebertragung, welche derselben möglicherweise gemacht werden müssen. Denn je strenger und regelrechter an sich der Bau der Terzinen ist, desto eher bringt es doch etwas Unregelmässiges, einen gewissen Eindruck der Ungleichheit für das Ohr herein, wenn jene beliebig wechselnden weiblichen und männlichen Reime an demselben vorüberziehen. Es fehlt einem deutschen Ohr zumal der regelmässige Ruhepunkt, dem es sich an bestimmt wiederkehrender Stelle entgegensehnt und den es in einem stabil wiederkehrenden männlichen Reime gerade findet. Dazu kommt der weitere Umstand, dass der mehr reiche, elegische Eindruck, welcher dem germanischen Ohr im Unterschied vom italienischen der weibliche Reim macht, um der Harmonie mit dem kraftvollen Ton des Originals willen um so mehr ein öfteres, ein regelmässiges Eintreten des männlichen, stumpfen Reims erforderlich zu machen scheint, mit welchem für uns vorwiegend der Eindruck des Entschiedenen, Kraftvollen, Energischen verbunden ist. Wenigstens das Ueberwiegen, bezw. das länger fortgesetzte Alleinherrschen des weiblichen Reims durch vier, fünf und mehr Terzinen hindurch wirkt in der angedeuteten Richtung; und dies vornehmlich bei den Stellen von ausgeprägt grandiosem oder leidenschaftlich bewegtem Character, wie z. B. der schon erwähnten Hölleninschrift, der Rede gegen florentinische Zustände Par. 15, 97—108, der Strafrede gegen das Papstthum Hölle 19, wo der regelmässige Wechsel von 90—102 mit V. 103 in drei, rein weiblich

gereimte Terzinen übergeht. Der Meisterdichter der deutschen Terzine, Chamisso, hält es freilich in seinen grösseren, beschreibenden Gedichten (Salas y Gomez, Francesco Francia's Tod etc.) ebenso und zeigt häufig ein entschiedenes Ueberwiegen des weiblichen Reims. Indessen ist dies bei einem Originalgedicht doch etwas anderes, als bei einer Uebersetzung.

Schliesslich nehmen wir hier Gelegenheit, noch einen allgemeinen und zwar in dieser Ausgesprochenheit neuen Gesammt-Uebersetzungsgrundsatz von Herrn Prof. Bartsch zu erwähnen, dessen er im Vorwort ausdrücklich gedenkt. Dies ist der Grundsatz, nicht um jeden Preis ein wörtliches Zusammentreffen mit andern Uebersetzungen zu vermeiden und eventuell das ihm selbst nicht besser oder weniger gut Gelingende durch das entschieden Gelungene eines Vorgängers zu ersetzen. Dieses Princip, von dem öfters Gebrauch gemacht ist (z. B. Hölle 5, 99; Fegf. 31, 1—3 wörtlich nach Streckfuss), erscheint uns so richtig und vernünftig, dass wir uns nur freuen können, dass ein so unbestrittener Meister, wie Bartsch, der es konnte, damit vorgegangen ist, indem wir der unsäglichen Mühe gedenken, welche wir selbst bei der Neubearbeitung der Streckfuss'schen Uebertragung öfters darauf verwenden zu müssen glaubten, um nur nicht einen entschieden gelungenen Ausdruck eines Andern, den wir nicht nur nicht besser zu geben wussten, sondern der in seiner Art unübertrefflich gut erschien, uns anzueignen und dadurch Missdeutungen hervorzurufen. Denn wahrlich, trotz alledem hat jeder neue Uebersetzer immer noch genug zu thun, genug Eigenes zu geben; und alle diejenigen, welche ihr Studium dem göttlichen Dichter widmen, dürfen sich durch die reine Liebe zur Sache, welche den Forscher hier mehr als anderswo allein tragen und treiben kann, genugsam verbunden erachten, um durch freie Gegenseitigkeit ein Werk fördern zu helfen, von welchem Bartsch ebenso wahr als schön sagt, „dass nur immer neue Versuche, die redlich das früher Geleistete benutzen, allmälig zum Ziele seiner Erreichung führen können." —

Ueber die Anmerkungen, die Bartsch im Stile kürzester gedrängter Wort- und allernöthigster Sacherklärungen seiner Uebersetzung als Fussnoten beigibt, haben wir nur das zu sagen, dass wir mit Scartazzini nicht einverstanden sein können, der sie (im Magaz. f. d. Lit. d. Ausl. am oben angeg. Ort) gar zu mager findet. Das was sie geben wollen, geben sie in meisterhafter, knapper und vielsagender Fülle. Dass sie nicht weiter und ausführlicher ins Einzelne gehen wollen, muss nicht nur als bewusste Absicht des Verf. unangetastet bleiben, sondern auch in seiner Art als wohlbegründet, ja willkommen erscheinen. Unter den neueren deutschen Ausgaben der göttlichen Komödie ist die vorliegende die einzige, die ohne grösseren Commentar ist. Wenn dies für die mit Dante noch Unbekannten die vorläufige, unaufgehaltene Einführung in den Text selbst erleichtert, so wird auch der Kenner und Forscher aus demselben Grunde besonders gerne ein Buch zur Hand nehmen, welches in so ausgezeichnet-fliessender und treuer Weise ihm den Wiedergenuss des Originals in der Muttersprache vermittelt und dasselbe rein für sich ohne alle Zuthat oder Beiwerk auf den Leser wirken lässt. Trotzdem, obwohl das Buch vornehmlich auf ununterbrochenes Fortlesen angelegt ist und auch in den Anmm. Hinweisungen auf andere Stellen sich nicht allzu häufig finden, sind es der letzteren immerhin genug und der Veranlassungen jedes Lesers voraus- oder zurückzugreifen hinreichend viele, um den Mangel fortlaufender Gesang- und Versziffern am Kopf jeder Seite sehr unangenehm und störend empfinden zu lassen. Auch die Reduction der seitlichen Verszahlen auf die Bezeichnung nur je des sechsten, statt, wie sonst, je des dritten Verses, d. h. jeder neuen Terzine, mag, zumal bei der sonstigen splendiden Ausstattung des Werkes, auffallend und oft bedauerlich fürs Nachschlagen erscheinen.

Nur Weniges haben wir noch über die dem Ganzen vorangehende Einleitung zu sagen, welche ebenso schön und durchsichtig, wie inhaltreich in gedrängter Kürze geschrieben ist. Vor Allem begrüssen wir es, dass auch Bartsch an der Wirklichkeit einer „Zeit sinnlicher Verirrungen" unseres Dichters festhält, welch' letztere, von vielen Seiten angenommen, neuestens

Scartazzini in seinem Commentar sowie seiner Darstellung der inneren Entwickelungsgeschichte Dante's in Jahrbuch III. IV ganz aus der Wirklichkeit ausmerzen und ins Gebiet der Fabel und des Missverständnisses verweisen will. Es ist hier nicht der Ort, auf Gründe und Gegengründe näher einzugehen. Nur soviel müssen wir auch hier aussprechen: Wenn man bei dem ganzen, vorwiegend ernsten, wenn auch leidenschaftlichen Naturell des Dichters und bei seiner Strenge im Urtheil über sich, wie über Andere, natürlich nicht gleich an das Aergste denken und das Bild des Dichters nicht durch die Annahme eines zeitweiligen, im eigentlichen Sinn schlechten Lebenswandels trüben darf, so erscheint es doch auch andrerseits gezwungen und schlechthin unmöglich, alle die eigenen Andeutungen des Dichters, welche die vita nuova, das Convito und die göttliche Komödie durchziehen (bes. Purg. 23, 115 f. und 31, 36: le presenti cose Col falso lor piacer) einzig auf die Abwendung vom früheren kindlichen Offenbarungsglauben zur Philosophie beziehen zu wollen. Dass dem Dichter und der Beatrix dies letztere als die Wurzel, als der Cardinalfehler gilt, ist sicher. Aber, worin wir auch mit Witte (Einl. z. Uebers.) übereinstimmen, weltliches Treiben von mancherlei Art, auch Liebesverhältnisse eingerechnet, dürfen nicht ausgeschlossen gedacht werden, und zwar vornehmlich in der innerlich für ihn dunkelsten Lebensperiode nach Beatrix' Tode vor seiner Verheirathung. — In den einleitenden Bemerkungen über die göttliche Komödie überhaupt vermisst man völlig die Erwähnung und Erklärung ihres specifischen politischen Grundgedankens von der rechten staatskirchlichen Führung der Völker, vermisst man die Hervorhebung der politischen Seite an der Virgilsgestalt, welche kurzweg nur als die „menschliche Einsicht" definirt wird. Es scheint fast, dass der Herr Verf. geflissentlich diesen Punkt ganz aus dem Spiel gelassen hat, wiewohl es dabei unbegreiflich erscheint, dass doch richtig gesagt wird: „die Wahl Virgils hänge mit Dante's politischen Anschauungen aufs engste zusammen." Denn dass Dante den Virgil gerade als seinen politischen Freund etc., zum Vertreter der Vernunft, der natürlichen Einsicht, die auch den Heiden gegeben ist, macht, einer Qualität, die in dieser allgemeinen Bestimmtheit von jedem anderen frömmeren Heiden vertreten sein könnte, das stünde noch in einem sehr äusserlichen, zufälligen, keineswegs engen Zusammenhang. Vielmehr repräsentirt Virgil eben vermöge dieses Zusammenhangs die Vernunft im Allgemeinen nicht nur, sondern in specie die politische Einsicht im Dante'schen Sinn, bezw. deren Resultat, die rechte irdische Weltordnung als das Medium der irdischen Glückseligkeit. Im Zusammenhang damit wäre doch auch auf die Gleichberechtigung des allgemein-moralischen Sinnes im Grundgedanken der göttlichen Komödie besonders hinzuweisen gewesen, wenn auch der eine wie der andere nicht überall und gleicher Weise hervortritt. Und daraus ergäbe sich dann die Gesammtidee des Werkes in der Mehrheit ihrer Momente und zugleich in der Einheit, welche durch die allererste persönliche Beziehung, „durch das Getränktsein mit dem warmen Lebensblute der Dichterseele" (Bartsch) so glücklich und schön hervorgebracht wird, welch' letzteres Bartsch in seiner Einleitung auf die feinsinnigste Weise darthut, indem er sagt, womit wir unsere Bemerkungen schliessen wollen: „die Allegorie hat hier ihr Höchstes geleistet, weil sie ein Bild des Lebens, aus der Tiefe der Dichterseele stammend, entrollt, darum nicht kalt und frostig wirkt, wie sonst so oft die Allegorie thut, sondern erwärmend und erschütternd, wie das Leben selbst."

RUDOLF PFLEIDERER.

Le seizième siècle en France, tableau de la littérature et de la langue suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque par MM. A. Darmesteter et Adolphe Hatzfeld. Paris (Delagrave) 1878. I, 301; II, 375 S. 8°.

Es fehlt nicht an Versuchen, die Sprache und Litteratur der Uebergangszeit, welche das Altfranzösische von dem Neufranzösischen trennt, durch kurze Grammatiken, gesammelte Lesestücke und Glossare weiteren Kreisen verständlich zu machen. Monnard veröffentlichte eine Chrestomathie des prosateurs français du XIVe au XVIe siècle, Paris et Genève 1862, mit einem Wörterbuch und einer Grammatik, die bis vor Kurzem noch die vollständigste Sammlung der Eigenthümlichkeiten jener Sprachperiode war, und Brachet fügte zu seinen Morceaux choisis des grands écrivains du XVIe siècle, Paris 1875, ebenfalls ein Glossar und eine Monnard hie und da ergänzende, im Allgemeinen aber minder reichhaltige Grammatik, sowie eine Abhandlung über Orthographie und Aussprache hinzu; ausserdem sind namentlich in Deutschland eine Reihe kleiner Arbeiten erschienen, meist Programmabhandlungen und Promotionsschriften, welche einzelne Schriftsteller oder einzelne Theile der Grammatik ausführlich behandeln.

Wenn einige dieser letzteren Arbeiten von geringem Werthe sind, weil ihre Urheber der nöthigen Kenntniss des Altfranzösischen ermangelten, um alle sprachlichen Erscheinungen richtig verstehen und erklären zu können, so darf man bei einem Werke, das den Namen Darmesteters auf dem Titel trägt, versichert sein, dass es diesen Mangel nicht zeigen wird. Und in der That übertrifft das Buch, welches wir hier später als uns lieb ist zur Anzeige bringen, seine Vorgänger fast in jeder Beziehung. Es besteht aus zwei ungefähr gleich grossen Theilen, von denen der erste auf S. 1 bis 183 eine Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts und auf S. 183 bis 301 eine Grammatik für diese Zeit, der zweite eine 375 Seiten umfassende Sammlung von Lesestücken enthält. Das Lexikon, welches bei Monnard einen beträchtlichen Raum, und in dem unangenehm kleinen Drucke, welcher Brachets Sammlung verunstaltet, immer noch einige dreissig Seiten in Anspruch nimmt, ist hier durch kurze Anmerkungen unter dem Texte ersetzt, welche alle alterthümlichen Wörter und schwer verständliche Wendungen erklären und die Lectüre dem Unkundigen möglichst bequem machen. Dadurch ist der Raum gewonnen für eine ausführliche Darstellung der Litteratur des 16. Jahrh., für eine Darstellung, die sich nicht, wie so manche andere Litteraturgeschichte, damit begnügt, die landläufigen Redensarten, in denen das Urtheil über die hervorragenden Schriftsteller gewöhnlich zusammengefasst wird, auf möglichst geistreiche Weise zu erweitern und auszuführen, so dass der Studirende wenig oder gar nichts Greifbares, nicht einmal die Titel der Werke, von denen gesprochen wird, geschweige denn Angabe der Ausgaben oder biographische Notizen in ihnen findet, sondern für eine Darstellung, welche sich stets bemüht, wirklich wissenschaftlich zu sein, welche den Ideenvorrath und die treibenden Kräfte des geistigen Lebens jener Zeit aufdeckt, durch sie die Erscheinungen erklärt und verbindet und dabei auch die sociale Stellung der Individuen, mit denen sie sich beschäftigt, ihre Lebensschicksale und die Schicksale ihrer Werke nicht unberücksichtigt lässt. Wenn hie und da etwas Phrasenhaftes unterläuft, wie z. B. die Heranziehung des Aristophanes bei den Sottien, so wird dies doch Keinem den Geschmack an der ganzen Arbeit verleiden können. Leider sind die Biographien und bibliographischen Mittheilungen von der Litteraturgeschichte getrennt und in die Chrestomathie verwiesen worden. Das ist für den Leser nicht gerade bequem, die Verfasser haben sich aber dadurch den Vortheil verschafft, den zweiten Theil als besonderen Band (erschienen unter dem Titel: Morceaux choisis des principaux écrivains du XVIe siècle) herausgeben zu können.

Nicht minder günstig muss das Urtheil über die Grammatik lauten, wenn man sich überzeugt hat, welche erstaunliche Menge von Thatsachen hier auf kleinem Raume zusammengedrängt ist, und wenn wir im Folgenden einzelne Capitel berichtigen oder vervollständigen, so liegt es uns fern, dadurch den Werth des Buches irgendwie herabsetzen zu wollen.

Es hat diesem Theile des Werkes nicht zum Vortheil gereicht, dass die Verfasser nach dem Plane und Titel des Ganzen es für geboten erachtet haben sich in der Sammlung des Materials auf das 16. Jahrh. zu beschränken. Denn im 15. Jahrh. zeigt die Sprache, obwohl weniger beladen mit lateinischem Raube und daher leichter und natürlicher in ihren Bewegungen, doch in Formenlehre und Syntax wesentlich dieselben Eigenthümlichkeiten wie im 16. Jahrh., und wenn einzelne Erscheinungen, die im 15. Jahrh. sich selbst einer mässigen Belesenheit als characteristische Merkmale der Zeit aufdrängen, im folgenden Jahrhundert mehr in den Hintergrund treten, so verschwinden sie deshalb noch nicht aus der Sprache und dürfen in einer Grammatik, welche nur dieser Zeit gewidmet ist, auch nicht vernachlässigt werden. Daher kann man es zwar bedauern, dass bei dieser Gelegenheit keine vollständige Grammatik des Mittelfranzösischen, wie man die Sprache des 15. und 16. Jahrh. nennen kann, entstanden ist; andrerseits darf man aber den Verfassern keinen Vorwurf daraus machen, dass sie nicht mehr geleistet als sie versprochen hatten, zumal da man noch des Neuen genug finden wird, um alle Capitel der früheren Grammatiken damit zu vervollständigen.

Der Abschnitt über die Aussprache enthält die allgemeinen Resultate, welche sich aus den Angaben der Grammatiker und aus der Orthographie als sicher ergeben. Zweifelhafte Punkte, wie die Lautwerthe des *e* = lat. *a*, des *o*, des *au* und der Nasalen konnten in einem kurzen Lehrbuche natürlich nicht ihre Erledigung finden, und für andere Einzelheiten, die sich noch in Menge hinzufügen lassen, hat vermuthlich der Raum gefehlt. Sonst wäre vielleicht unter *a* z. B. eine Bemerkung über das Verstummen dieses Vocales in *aage, aaisier, aorner, aornure, saoul, saouler, paour, espaourer, aoust* eingereiht und bei dieser Gelegenheit Palsgrave's Regel, dass von zwei auf einander folgenden *a* jedes seinen Laut bewahrt und seine sonderbaren Angaben über *aoust*, das er an zwei Stellen (S. 11 und S. 195 im Wörterbuch) als *avost* d. h. *auost* darstellt, berichtigt worden. Unter *e* wäre vielleicht für die Formen *puissay-je, dussay-je* (Ronsard, Franc. III, Amours I), die auch in der Formenlehre fehlen, ein Unterkommen gewesen. — Was *i* anbetrifft, so mag dem in § 26 angeführten Reime *medecine : peine* hier noch die Bemerkung des Duval (Eschole française, Paris 1604) beigegeben werden, dass man *i* vor *m* und *n* zwar ungefähr wie *ai* aussprechen müsse, „*impossible* = *aimpossible*, mais ce doit estre fort sobrement, et n'en faut pas abuser, comme font les Parisienes qui prononcent mal *Cousaine, Raçaine, Voysaine* pour Cousine" etc., woraus man ersieht, dass die Uebereinstimmung jener Reimsilben, wie auch die Anmerkung besagt, keineswegs nur nach der Seite des *i* hin zu suchen ist. — Als Wörter mit stummem *o* werden S. 206 Anm. *paon, taon, taonner* angeführt; auch *faon* und *Laon* mit *Laonnois* gehören hierher; denn Ronsard schreibt nicht nur *tan* und *pan*, sondern auch *fan* und reimt in den Mascaraden *fans : enfans*; zu *Laon* und *Laonnois* vgl. Duval S. 99.

Die Aussprache des *u* besitzt bereits ihre Litteratur, die S. 209 angegeben wird, und hat Herrn Darmesteter einen Sieg über Herrn Talbert eingebracht. Indess, so unzweifelhaft es auch ist, dass die correcte Aussprache der Gebildeten für den Vocal *u*, von einigen schwankenden Wörtern abgesehen, nur den Laut *ü* kannte, so scheint es doch, als ob die vulgäre Aussprache vielleicht schon im 15. und 16. Jahrh. eine gewisse Neigung gehabt habe *u* in *eu* zu verwandeln; denn in der interessanten Grammatik von Le Pougeois 1676 findet man in einem Verzeichniss derjenigen Wörter, welche von den Franzosen gewöhnlich falsch ausgesprochen werden, u. a. auch *coeur* für *cure, pleume* für *plume, preune* für *prune*, wie „etliche, so auch gar der Frantzösischen Sprache Meister seyn wollen, kein Bedenken tragen zu sagen". Möglich also ist es immerhin, dass das niedere Volk in den Fällen, wo zweisilbiges *eü* überliefert war, um beide Laute treuer zu bewahren, lieber die Contraction als die Elision vornahm, diese Aussprache dann auch auf einfaches *u* ausdehnte und dass somit die überaus zahlreichen falschen Reime bei den Dichtern des 16. Jahrh. (denn Herr Talbert hatte wahrlich nicht nöthig, seine Beweise vornehmlich bei dem Gascogner Du Bartas zu suchen)

ebenso sehr vulgären als dialektischen Ursprungs sind; und wahrscheinlich ist es, dass der Hauptgrund für die Verbreitung jener Reime die Bequemlichkeit und die Gewohnheit der Dichter war, welche auf eine durch die Tradition gerechtfertigte Erleichterung ihrer mühsamen Kunst nicht gern verzichten wollten.

Aehnliche Gründe hat es ohne Zweifel, wenn selbst in dieser Zeit noch einzelne Wörter zwischen *ou* und *eu* schwanken, so dass Marot (Lenglet-Dufr. II, 285) noch *nouds : genoux* und ebenso Ronsard (Amours I, 3 und 13) *nouds : doux,* zugleich aber auch (Eglogue II) *neuds : cheveux* reimen konnte und dass *poureux, peureux* und *paoureux, jaloux* und *jaleuse, espouse* und *espeuse* neben einander bestanden.

Der Artikel über *oi*, welcher diesen Diphthongen, so weit sein Lautwerth = *ué* (*ouai*) ist, in durchaus treffender Weise behandelt, leidet an zwei Mängeln: erstens lässt er die Angaben des Palsgrave, mit denen die Verfasser sich irgendwie hätten abfinden sollen, unberücksichtigt, und zweitens trennt er die Gruppe *oin* nicht von dem gewöhnlichen *oi*. Da aber die Vervollständigung dieses Paragraphen mehr Raum erfordern würde, als diese Anzeige beanspruchen darf, so wollen wir über *oi*, sowie auch über das folgende Capitel, das von den Nasalen handelt, an anderer Stelle mittheilen, was wir den Angaben der Verfasser hinzuzufügen wünschten, und die Besprechung dieses Abschnittes hier mit der Bemerkung schliessen, dass § 37 ein Versehen enthält, da *monosyllabe* statt *dissyllabe* zu setzen ist, und ebenso § 54, wo von einem Vorgange, den man getrost um wenigstens drei Jahrhunderte zurückverlegen darf, gesagt wird: L'*s* suivie d'une consonne est devenue muette en français dès le dix-septième siècle. —

Unter den allgemeinen Bemerkungen, welche auf die Lehre von den Consonanten folgen, wäre die Regel, dass alle Verschlusslaute nebst *f* und *l* vor flexivischem *s* verstummen, nur dann entbehrlich gewesen, wenn sie unter jedem einzelnen Consonanten angeführt und belegt wäre; man vermisst sie jedoch unter *c, q, g* und *l*, wo sie nicht minder Geltung hat als bei den Dentalen und Labialen; denn Jean Marot (Lengl.-Dufr.) I, 77 reimt *Grecs : discretz*; I, 15 *parcs : pars*; I, 18 *arcs : souldars*; Clément Marot IV, 29 *arcs : ars*; Ronsard, boc. royal *grecs : près*; Hynnes II, 12 *boucs : nous*; Montaiglon, Anc. Poésies I, 185 *cocqs : repos*; Cl. Marot I, 183 *laqs : las*; Ronsard, poèmes, *laqs : bras*; vgl. Oudin: „*Q* ne se prononce point en *laqs*: ny en ce plurier *cocqs*: encore moins au mot composé *cocq d'Inde*. Beispiele zu *l* siehe Zeitschr. II, S. 541. Es fehlt auch die Regel, dass in zusammenhängender Rede die Endconsonanten ausser *m, n, r* vor consonantischem Anlaut verstummen, eine Regel, mit der sich besonders Palsgrave und H. Estienne eingehend beschäftigen.

Wenn es den Verfassern möglich gewesen wäre, in dem Rahmen, den sie sich vorgezeichnet hatten, mehr Stoff zu vereinigen, so würde in der nun folgenden Formenlehre, die etwa 20 Seiten umfasst, das Capitel von den unregelmässigen Verben vielleicht etwas ausführlicher behandelt und durch eine tabellarische Uebersicht dem Anfänger erleichtert worden sein.

Die Syntax, welche mit Recht fast dreimal so viel Raum einnimmt als die Formenlehre, beginnt mit einem stattlichen Verzeichniss solcher Wörter, welche seit dem 16. Jahrh. ihr Geschlecht gewechselt haben oder schwankenden Geschlechtes gewesen sind. Es sind ihrer über siebzig, fast fünfmal mehr als bei Brachet. Wenn wir ihnen ungefähr die gleiche Zahl hinzufügen, ohne uns jedoch in der Auswahl der Belege auf das 16. Jahrh. zu beschränken, so wird dies nicht nur die grosse Verbreitung der Geschlechtsveränderungen beweisen, sondern wegen der Wichtigkeit, welche diese, wenn man will, untergeordneten Vorgänge immerhin für die Textkritik besitzen, Manchem vielleicht auch willkommen sein. Wir setzen die von D. und H. belegten Wörter der Uebersicht halber in Klammern hinzu.

Ancre. — Rab. III, 7 *en l'ancre sacré.*

Apocalipse. — Montaiglon, Anc. Poésies III, 106 *le saint Apocalipse.*

Archeveschié. — Renaus de Mont. p. 121, v. 2 *Qu'il vindrent à Colloingne, la fort archeveschié.*

Archidiaconé. — Christ. de Pisan III, 26 *une archidiaconé.*
Armoire. — Benoit, Troie 83 *Un jour gardoit en un armaire*; aber Renart 3259 *Tantost a trovée une aumoire*; Hept. 256 *un a.*
Art. — Renart 1062 *Qui moult fu plains de males ars*; Rab. IV, 57 *toutes arts*; Montaigne I, 9 *cette belle art*; aber Berte 644 *sans nul mauvais art.*
Article. — Montaiglon et Rothschild, Recueil X, 345 bald männlich, bald weiblich.
Augure. — Montaigne III, 4 *de mauvaise augure.*
Automne. — De la Touche 1696, I, 108: *Automne* est meilleur fém. que masc.; *une belle automne*; so noch jetzt poetisch.
Avantage. — Monluc S. 435 *ils ont une advantage.*
Aventure. — Commines V, 17 *cest av.* (*Abysme, affaire, âge, aide, aise, alarme, amour, arbre, ardeur.*)
Caprice. — Ronsard, Art poétique: *Selon que la c. te prendra.*
Coup. — Scheinbar fém. in der Redensart *à la coup de*; häufig in den Cent nouv. nouv. No. 20 *à la coup de la meilleure chère de ce disner*; No. 70 *droit à la coup du retour dudit chevalier*; No. 89 *Et quand ses paroissiens demandoient quand la feste seroit, il failloit à la coup de le dire*; doch erklärt sich der Ausdruck ohne Zweifel durch ein zu Grunde liegendes *à coup*, so dass *à l'acoup* zu schreiben ist.
Credo. — Renart 20703 *Sovent disoit entre ses dents Sa credo et sa paternostre.* (*Caresse, cimeterre, coche, colere, comète, comté.*)
Dent. — Belege bei Littré; schon früh fém.; Renart 7844 *Ysengrin li mostre la dent.*
Déshonneur. — Rutebeuf I, 136 *Et doutissiez la déshoneur*; Marie de Fr. I, 230 *Lanvax deffent sa deshunur*; dito II, 133.
Désir. — Rom. de Troïlus S. 157 *pour la grand desir.*
Désordre. — Romania 1878 S. 279 in einer Sottie: *Ce sont ceux qui desordre ont faite et la font tousjours.*
Diffame. — Renart le nouvel 6556 *diffame vilains.*
Discorde. — Commines VI, 2 *un discorde*; vielleicht ist *discord* zu lesen.
Divorce. — Cent. nouv. No. 47 *la divorce et séparation*; vgl. Palsgrave S. 175 *la belle divorce.* (*Dette, diocèse, dot, doute, duché.*)
Eclypse. — Montaiglon, anc. poés. VI, 24 *quelqu'un de ces eclypses*; vgl. XII, S. 153 die Variante in Note 2.
Enclume. — Ch. d'Orléans (Guichard) S. 424 *plus pesant qu'un enclume.*
Encre. — Montaigne III, 12 *au moins est sien l'encre et le papier*; vgl. Littré s. v.
Enseigne. — Rom. de Troïlus S. 223 *vray enseigne de son aspre martire.*
Estat. — Rom. de Troïlus S. 169 *en ceste estat.* (*Echange, enigme, épigramme, épitaphe, épithète, erreur, espace, estude, exemple, exercice, évangile, évesché.*)
Fame. — Froissart (Luce) III, 202 *Toutes fois fu-il, pour ce villain fame, pris et tantost mis en prison,* auf der folgenden Seite jedoch als fém. gebracht; vgl. *diffame.*
Feste = faîte. — Renart 254 *trois bacons vit pendre à la feste.*
Fin. — Ch. d'Orléans 68 und oft sonst *au fin*; Commines IV, 7 *à leurs fins particuliers.* (*Fabrique, fanfare, foudre, fourmi. — Garderobe, gent, guide.*)
Haste. — Ch. d'Orléans 153 *pour le haste de mon passage.*
Héberge = auberge. — A. Chartier, Curial: *Car ce corps est ung héberge de ton pelerinage*; Quadrilogue: *cestuy heberge.*
Histoire. — Rom. de Troïlus S. 256 *Vous arez fait de moy ung long ystoire.* (*Honneur, horloge, horreur, huile, humeur, hydre, hymne.*)
Idylle. — Vgl. Littré s. v. Auch in der Form *idyllie* vorhanden; H. Estienne Conformité 134 *au cinquiesme idyllie*; ib. 149 *un sien idyllie.*
Image. — XV Joyes de mariage S. 53 *Elle se contient doulcement comme ung image*; Rom. de Troïlus S. 151 *l'ymage paint*; Ronsard, Elemens:

nos bons images; Mont. et Rothschild, Recueil XI, S. 27 *De marbre blanc ymage mieux portrait*; vgl. die Anmerkung daselbst.

Intervalle. — Jean Chartier II, 201 *sans aulcune intervalle.*

Inventoire. — Ch. d'Orléans S. 119 *L'inventoire j'ay regardée De nos meubles, en biens et corps; De legier ne sera gastée.* (*Idole, infortune.*)

Jeûne. — Al. Chartier, Curial: *après longue jeusne.*

Jour. — Zu der Redensart *toute jour*, die im Altfrz. ebenso üblich ist wie im 15. und 16. Jahrh., vgl. Toblers Erklärung Zeitschr. II, 628.

Limite. — Mont. I, 14 *La vaillance a ses limites, comme les aultres vertus, lesquels franchis, on se treuve dans le train du vice.*

Loutre. — Montaiglon et Rothsch., Recueil XII, S. 20 *En allant d'aguet comme ung loultre*; vgl. die Anmerkung daselbst.

Malice. — Berte 286 *par son tres grant malice*; Chastelain VI, 11 *J'en suis cause par mon malice.*

Martire. — Rom. de Troïlus, Einleitung: *mon* und *ma martire*, doch überwiegend masc.; Deschamps II, 27 *la martire.*

Mémoire. — Chrestien, chev. au lyon 3013 *Et ot son san et son mimoire.*

Mérite. — Montaiglon et Rothsch., Recueil XII, 384 *Donne leur la santé planière En la merite de tes sainctz.*

Mésaise. — A. Chartier, Dame sans mercy: *Fors de vous monstrer mon mesaise*; Complaincte de Gransson: *le dur accès de mon dolent mésaise*; aber *sa mesaise* im Debat du gras et du maigre.

Miracle. — Jourdains de Bl. 2526 *Celle miracle que Dex li a monstrée.*

Misère. — Montaiglon, Recueil II, 181 *un tel misère.*

Moeurs, — Christ. de Pisan, prologue: *de meurs virtueux* zweimal; einen früheren Beleg hat Littré s. v.

Murmure. — A. Chartier, Quadrilogue: *les achoisons de ta murmure.* (*Melange, mensonge, minuit. — Navire.*)

Once. — Marie de Fr. I, 148 *de fin or i avoit un unce.* (?)

Orge. — Bei Bossuet masc.; vgl. Littré's Anmerkung zu dem Worte.

Ost. — Renart le nouvel 1800 *toute li os*; Froissart I, 17 *la rayne et toute son ost*; I, 36 *li une host et li oultre*; aber auch masc.: III, 247 *le plus biel host*; ebenso schwankend bei Christ. de Pisan. (*Oeuvre, office, offre, ombre, ongle, ordre, organe, orthographe, ouvrage.*)

Parenté. — Roland 3907 *trestut mon parentet*; Christine de P. III, 9 *tout son parenté.* Das Masc. von **parentatum*, das Fem. von **parentatem.*

Pasques. — Im Altfrz. fem. auch als christliches Fest. Berte 1688 *Que en France m'en voise à ceste pasques ci*; zahlreiche Belege bei Littré.

Paternostre. — s. *credo.*

Piège. — Benoit, Troie 17922 *Or me quide prendre à la piège.*

Populace. — H. Estienne, Conformité S. 56 *le populasse.*

Portefaix. — Montaigne II, 2 *Pensent-ils qu'une apoplexie n'estourdisse aussi bien Socrates qu'une portefais?*

Portion. — Christine de P. III, 9 *un autre porcion du peuple fu commis au labour*; ib. auch fem.

Prémisse. — Cent. nouv. nouv. No. 44 *ung grand prémisse.* (*Pleurs, poison. — Rencontre, reproche, reste, rets.*)

Raison. — Charles d'Orl. (Guichard) S. 344 *Mectez Raison pour espier A part sa couverte cautelle; Car c'est celui seul qui se mesle De tieulx defaultes corrigier* (in einem Rondel von Jehan Monseigneur de Lorraine).

Remède. — Froissart (Luce) I, 7 *sans nule remède.*

Rien. — Cent nouv. nouv. No. 22 *la rien en ce monde dont la presence plus luy plaist*; No. 26 *Celle qui luy faisoit tort de la rien au monde que plus cher tenoit.*

Risque. — H. Estienne, lang. franç. italianizé S. 116 f. *je le pren à ma risque* (als neues Wort getadelt).

Serpent. — Renart 719 *Pute serpent, pute coleuvre.*
Silence. — Intern. Consol. S. 108 *Envers vous est mon desir sans voix, et ma silence parle*; S. 171 *ta silence.*
Soupçon. — Rom. de Troïlus S. 139 *ceste souspeçon*; 176 *aucune s.*; 273 *la souspeçon.*
Tempête. — Froissart III, 186 *uns orages et uns tempestes.*
Terme. — Floire et Bl. S. 132 *car lor termes sont arrivées*; aber S. 212 mascul.
Termine. — Floire et Bl. S. 208 *or est la termine venue.*
Triomphe. — Montaiglon, Recueil anc. poés. III, 23 *toutte triomphe descouverte.* (*Tige, trafique. — Vidange.*)
Vice. — Renart 191 *Escharsetez est une vice Qui forment aime avarice.*
Voile. — Rabelais I, 23 *il tendoyt le vele.*

Wir gedenken nicht die übrigen Capitel mit gleicher Ausführlichkeit zu ergänzen, sondern nur einige Abschnitte hervorzuheben, welche ein etwas verändertes Aussehen gewinnen, sobald man über die Grenzen des 16. Jahrhunderts hinausblickt. Die Pronomina, welche zunächst zu diesen Abschnitten gehören würden, brauchen wir hier nicht ausführlich zu besprechen, da eine Dissertation von Georg Radisch über die Pronomina bei Rabelais uns Gelegenheit geben wird auf den Gegenstand zurückzukommen. Wir beschränken uns daher hier auf die Bemerkung, dass die schweren Personalpronomina mit der allgemeinen Angabe (§ 187) l'emploi de *soi* est plus libre qu'aujourd'hui etwas kurz abgefertigt werden und dass man eine bestimmtere Regel erwarten durfte, die ungefähr lauten müsste: *moi, toi, soi* stehen 1) vor dem Infinitiv, 2) vor dem Part. prés., 3) selten vor anderen Verbalformen; denn dies ist im 15. Jahrh. der herrschende, im 16. Jahrh. noch weit verbreitete Gebrauch der schweren Personalpronomina. § 187 enthält drei Beispiele für den Infinitiv und Radisch gibt deren (S. 13) für das Participium eine Menge aus Rabelais.

Hierzu noch einige Einzelheiten über *soi.* 1) Dieses Pronomen findet sich als Latinismus für *lui, elle* = *se, ipsum*; zu den zwei Beispielen, welche Gessner (Zur Lehre vom franz. Pron. Berlin 1872) aus dem 12. Jahrh. anführt, fügen wir noch einige spätere hinzu, die sich nicht alle durch Anlehnung an lateinische Originale erklären lassen: Renaus de Mont. 257, 14 *Et Maugis li cena belement en recoi Que demandast Charlon que il fera de soi*; Renart 9970 *Se ne fust Chantecler et Pinte Qui à la cort venoit soi qinte*; Intern. Consol. S. 9 *Quant une personne se humilie par ses deffaultes, de legier appaise ceulx qui sont courroucez contre soy*; ib. S. 114 *Qui ainsi ces quatre choses desire et met peyne de les acomplyr, en tant qu'il peult et que en soy est* etc.; Montaiglon, Recueil II, 78 *Je ne tiens pas ung homme saige Promettre ce qu'il n'est à soy*; Montaigne II, 20 *S'il y eust escouté de près, comme sans doute il faisoit, y eust senty quelque ton gauche de mixtion humaine, mais ton obscure et sensible seulement à soy.* — 2) Es bezieht sich auf *on* in freierer Weise als jetzt, vgl. Intern. Consol. S. 169 *on doit donques à moy recourir en toute tribulacion qu'il adviengne, soit à soy soit à aultruy*, und steht auch da, wo überhaupt kein persönliches Subject vorhanden ist, wie ib. S. 198 *Grace enseigne donc refraindre ses sens, éviter vaine plaisance et ostentacion. S'il y a en soy* (d. h. in dem Menschen) *quelque chose digne de louenge, elle les cache et muce humblement* und ebendaselbst: *De toute chose, oeuvre ou science, qu'il soit en soy, elle ne quiert ou demande quelque fruist ou loyer et retribucion*; ib. S. 39 *Tu n'y trouveras nul (estat) où il n'y ait à souffrir, ou malgré soy par adversité et tribulacion, ou de son gré par penitence.* — 3) Es entbehrt aller reflexiven Beziehung und steht für *lui, elle* = *eum, eam*; z. B. Aiol 7885 *Et Aiols est entrés la dedens par pooir; Jofrois li fiex Geralme est entrés avoec soi*; Renaus de Mont. 333, v. 26 *Crierai le merci, de tot me met en soi*; ib. 362, v. 17 *Comment que il ait fait ne meserrai vers moi, Ne me voldrai ge mie si parjurer vers soi*; Renart 18721 *Et se il ne l'a amené Et it ne vient*

aveques soi, Par cele foi que je vos doi, Se mes consauz en iert créuz, Les chastiax sera abatuz etc.; Renart le nouvel 1818 *Et il s'en va od soi* und 4400 *Tant qu'en le grande foriès ont Encontré le feme le Roi Le luparde et le leuve od soi*; Charles d'Orl. (Guichard) S. 430 *Tant espris d'elle estoye Qu'en veillant je l'appelloye, Puisque bien loing en estoye, A soy cuidoye parler,* und 436 *Sy prie à Dieu qu'en son manoir L'ame de soy tout droit envoye Où la puisse briefment veoir.* — 4) *Soi* ist Nominativ in folgenden Stellen: H. Estienne, Conformité S. 171 *On a beau y envoyer des serviteurs, il n'est rien tel que d'y aller soy-mesme*; Montaigne II, 6 *Si à plus fort que soy om se veult prendre Jamais n'en peult que sa perte ensuyvir*; und so wird es noch heut zu Tage gebraucht. — 5) *Soi* ist Plural bei Montaigne III, 13 *Communement leurs favoris regardent à soy plus qu'au maistre*; Intern. Consol. S. 193 *Mais pou de gens sont qui parfaictement se efforcent de mourir à soy et qui plainement tendent à eulx eslever hors soy; et pour ce demeurent-ilz impliquez et empeschez en soy et ne se pevent eslever en esperit sur soy.*

Wir knüpfen hieran einige Bemerkungen über die Negation *non*, die in Cap. XII ganz übergangen ist. Denn wie *moi* zu *je*, so verhält sich *non* zu *ne* und steht daher 1) bei dem Infinitiv, im 15. Jahrh. vorwiegend, im 16. Jahrh. meist schon durch *ne* ersetzt; vgl. Cent nouv. nouv. No. 5 *Monseigneur Talebot luy defendoit l'eglise à tousjours, et luy faisoit jurer de non jamais y entrer*; No. 38 *Ils faisoient semblant de le non croire*; No. 65 *Elle promist de non plus faire*; No. 74 *il avoit doubté de non povoir venir à la vile*; Charles d'Orl. S. 105 *Faisant semblant de non douloir*; Intern. Consol. S. 250 *Il sentiroit tous les biens de ce monde non estre que vanité et neant*; Froissart (Luce) III, S. 201 *Et les jurèrent li rois d'Engleterre et li dus de Normandie à non enfraindre (les triewes)*; 2) bei dem Part. prés. noch im 16. Jahrh.; vgl. Rabelais III, 12 *ennemye des femmes lubricques, non tenantes la foy promise à leurs maritz*; III, 30 *non ayant hanté et frequenté compaignie que de bonnes meurs*; III, 35 *ceulx qui ont femme soyent comme non ayans femme*, und immer in *ce non obstant*; im 15. Jahrh. ganz regelmässig, z. B. Cent nouv. nouv. No. 27 *Comme non pensant ad ce qu'elle faisoit*; No. 34 *Non saichant l'un de l'aultre*; Intern. Consol. S. 134 *Sire, créateur de toutes creatures, non ayant quelque semblable*; 3) in elliptischen Sätzen, a) wenn das Prädicat durch *avoir, être* oder *faire* vertreten wird, z. B. Froissart III, 183 *Et li sambla grans blasmes ... Li signeur d'Engleterre li disent, sauve sa grace, que non estoit*; ib. III, 194 *Et cuidoient bien li Englès que messires Charles de Blois et ses gens deuissent issir, mès non fisent*; Commines VII, 11 *Or pourroit sembler aux lecteurs que je disse toutes ces choses pour quelque haine particulière que j'auroye à eulx: mais par ma foy, non fay*; Cent nouv. nouv. No. 6 *Laissez-moi, laissez, je suis mort. Non estes, non, dirent ses compaignons*; Pathelin 61 *Ilz m'ont fait tout rendre. Non ont, par l'ame de mon père!* Rabelais III, 30 *Sentez vous importunement les aguillons de la chair? Bien fort, respondist Panurge, ne vous desplaise, nostre père. Non faict-il, dist Hippothadée, mon amy*; b) wenn das Verbum gänzlich fehlt, besonders in den Ausdrücken *si pou non, si petit non*, z. B. Froissart I, 60 *Mais il ne pooit veir que il y peuissent pourfiter se petit non*, und I, 69 *qu'il n'en peuist venir par deca le mer, se petit non, pour lui grever*; Cent nouv. nouv. No. 83 *Il avoit si grand haste de fournir son pourpoinct qu'il ne disoit mot, si pou non*; mit anderer Ellipse bei Montaigne III, 2 *Ainsi donnons nous aux daimons des formes sauvages; et qui non à Tamburlan des sourcils eslevez, des naseaux ouverts* etc.? Hierher gehören auch *non pourtant*, z. B. 15 Joyes de mariage S. 63 *Non pourtant, je ne le dy pas pour les touailles*; Cent nouv. nouv. No. 9 *Mais non pourtant elle s'advisa d'un tour qui fut tel*; Charles d'Orl. S. 81 *Ung vieil homme que point ne congnoissoye, Et non pourtant aultreffois vu l'avoye*; *non que* = geschweige denn, z. B. Montaigne III, 1 *Qui me vouldroit employer à mentir, à trahir et à me parjurer, pour quelque service notable, non que d'assassiner ou d'empoisonner, je diroy* etc.; ib. III, 5 *En la virilité, je le treuve desjà aulcunement hors de son siège, non qu'en la vieillesse*;

ib. III, 9 *Nous embrassons et ceulx qui ont esté et ceulx qui ne sont point encores, non que les absents*; doch ist *non que* auch = *seulement*, z. B. ib. III, 12 *Mon courage se targue pour le conflict, non que d'une marche naturelle et commue*, und ebendaselbst *C'estoit santé, mais non qu'à la comparaison de la maladie qui l'a suivie.* 4) *non* steht als starke Negation betont an der Spitze eines Satzgliedes wie bei Rabelais III, Prologue: *Si quelquefois vous semble estre expuisé jusques à la lie, non pourtant sera il à sec*; ib. IV, Prologue: *Autant faict de la coignée d'argent et dist: Non est ceste cy: je la vous quitte.* Die Bedeutung „auch nicht", die ihm in dem letzten Beispiele zukommt, zeigt es auch anderwärts, z. B. Cent nouv. nouv. No. 100 *Il ne vous saroie rendre ne donner suffisantes graces, non feroit mon mary, mes parens, ne tous mes amys*; Charles d'Orl. S. 303 *Car ma povre vie dolante N'en peut plus, non fait pas mon vueil.* 5) *non* statt *pas* vor *plus*, wie es im 17. Jahrhundert noch sehr gebräuchlich ist; vgl. Hept. No. 25 *Et n'eut d'elle non plus d'enfants que de la première*; ib. No. 26 *Car si leur honneur n'estoit non plus caché que le nostre, vous trouveriez que Nature n'a rien oublié en elles non plus qu'en nous*; Montaigne II, 1 *Il ne craindroit non plus la mort en sa maison qu'en un assault*; auch ohne *plus* in den Cent nouv. nouv. No. 32 *Ne vous chaille non, dist-il.* 6) *non* verstärkend und scheinbar überflüssig neben anderen Negationen: Charles d'Orl. S. 153 *Il en est temps ou jamais non*; Montaigne I, 42 *La fiebre, la migraine et la goutte l'espargnent elles non plus que nous?* ib. III, 8 *Et luy, s'il eust reculé sur soy, se feust trouvé non gueres moins intemperant et ennuyeux.*

Die Syntax des Verbums hätten wir gern etwas ausführlicher behandelt gesehen, selbst wenn zu ihren Gunsten die folgenden Capitel über die Conjunctionen und Adverbien, welche überwiegend lexicalischer Natur sind, eine Kürzung hätten erleiden müssen; denn der Gebrauch des Subjonctif, des Infinitivs, der Participien ist wichtiger als diese oder jene Conjunction, die jetzt ausser Gebrauch gesetzt ist. Besonders der Subjonctif, der sich mit der Bemerkung, dass seine frühere Verwendung mit der heutigen nicht übereinstimmt, und mit einer Sammlung sehr verschiedenartiger Beispiele begnügen muss, kann sich mit Recht über stiefmütterliche Behandlung beklagen.

Bei dem Part. prés. war die Verbindung mit *aller* und *estre* erwähnenswerth; vgl. Mont. I, 19 *Ceulx qui nous vont instruisant que sa queste est scabreuse* etc. und II, 12 *Il avoit esté longtemps se moquant des hommes religieux*; so namentlich in *estre consentant, estre refusant, aller pensant,* auch *faire entendant*; ferner der substantivische Gebrauch und die so verbreiteten absoluten Constructionen.

Bei dem Infinitiv vermisst man u. A. die besonders aus Rabelais (z. B. III, 34 *Le père sainct, avoir donné sa benediction sus elles, se retira en son logis*) bekannte Anwendung des Inf. Perf. statt des Part. Perf., welche H. Estienne (Conformité S. 149) durch Ausfall von *après* erklärt: *estre venu, avoir disné* = *après estre venu, après avoir disné.* Auch der lateinische Inf. historicus wird von Rabelais nachgeahmt, z. B. IV, 14 *Lors Oudard se revestit. Loire et sa femme prendre leurs beaulx accoultrements, Trudon sonner de sa fleute, battre son tabourin, chacun rire, tous se preparer, et guanteletz en avant*; und ebendaselbst: *Et de daulber chicquanous, et de drapper chicquanous: et coups de jeunes guanteletz de tous costez pleuvoir sus chicquanous.* Mit *de* verbunden existirt er noch heut zu Tage. Littré belegt ihn unter *de* durch zahlreiche Beispiele aus Lafontaine u. a., scheint ihn aber durch eine Ellipse von *commencer* oder *se hâter* erklären zu wollen, die mir ebenso unwahrscheinlich dünkt wie die Ellipse von *après*. Der Infinitiiv verrichtet in den letzten Beispielen die ihm eigenthümliche Function nur an einer ungewöhnlichen Stelle: er gibt den Begriff des Verbums an ohne zeitliche oder persönliche Bestimmtheit und verleiht dadurch dem Prädicat einen Nachdruck, den keine andere Verbalform erreichen kann. Auch jener Inf. Perf., der zwar nicht den Hauptton des Satzes hat, stellt eine Thätigkeit kurz, nachlässig, formlos als vergangen dar und bringt den Eindruck des

raschen Vorübergehens viel lebhafter hervor als das Part. oder *après* mit dem Infinitiv.[1]

Die Chrestomathie enthält unter den Biographien der einzelnen Schriftsteller eine reichhaltige Auswahl von Lesestücken, welche eine lehrreiche Uebersicht über die litterarischen Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts gewähren. Störend sind hie und da die Druckfehler, z. B. dass Monluc 1577 stirbt und 1579 verwundet wird. Die Ausstattung des Buches ist besser, als man bei dem mässigen Preise desselben erwarten sollte.

OSCAR ULBRICH.

Romania. Recueil trimestriel Nr. 29, 1879 Janvier. — No. 30, Avril.

No. 29. A. Longnon, *L'élément historique de „Huon de Bordeaux"*. Um den historischen Kern der Sage von Huon de Bordeaux herauszufinden, geht der Verf. mit Recht nicht von der ältesten uns überlieferten poetischen Bearbeitung derselben, d. h. dem von Guessard und Grandmaison herausgegebenen Roman, sondern von einer früheren Gestalt derselben aus, welche uns, wenigstens dem Inhalte nach, durch eine kurze Biographie Huons bekannt ist, die in einen zur Lothringer-Sage gehörigen Roman eingefügt ist. Nach dieser Tradition, die aus dem 12. Jahrh. stammen muss, erschlug Huon nicht Charlot, den Sohn Karls des Grossen, sondern einen einfachen Grafen, auch nicht im Walde, sondern im kaiserlichen Palaste zu Paris; er wurde darauf aus Frankreich verbannt, fand in der Lombardei beim Grafen Guinemer einen Zufluchtsort, gewann die Liebe von dessen Tochter, mit der er einen Sohn, Heinrich, zeugte, und starb schliesslich in Folge einer Vergiftung. Da nun also Charlot in dieser ältesten Darstellung gar nicht vorkommt, so fällt damit die Nöthigung, den Hugo als Zeitgenossen Karls des Grossen aufzufassen, also ihn zum Sohn des historischen Seguin zu machen, der 778 Statthalter von Bordeaux ward, völlig weg; vielmehr spricht direct gegen diese bisher aufrecht erhaltene Annahme die Notiz, dass der Verbannte gerade in der Lombardei ein Asyl gefunden hat, da ja dies Land mit zum Reiche Karls des Grossen gehörte. Es liegt also die Vermuthung nahe, dass im vorliegenden Falle, wie auch sonst mehrfach, Karl der Grosse für Karl den Kahlen in die Sage eingetreten ist, da Letzterer nur während seiner beiden letzten Lebensjahre die Lombardei besass und da auch unter diesem Könige die Gascogne von einem Grafen Seguin, wie ja Huons Vater hiess, verwaltet wurde.

Eine zweite Frage ist nun, ob der tragische Tod Charlots, wie er im ersten Theile des Romans von Huon de Bordeaux erzählt wird, vom Dichter erfunden worden ist, oder ob ihm nicht vielmehr ein wirklicher geschichtlicher Vorgang zu Grunde liegt. Eine Vergleichung des Charlot unseres Gedichtes mit dem aus „Ogier le Danois" bekannten Sohne Karls des Grossen zeigt, dass Beide unmöglich identisch sein können, sodass wohl nicht Letzterer das Prototyp unseres Charlot ist, sondern höchst wahrscheinlich wiederum einer der Söhne Karls des Kahlen, und zwar Karl das Kind, König von Aquitanien. Denn diesem stiess nach dem Berichte des Chronisten Reginon ein Unfall zu, der mit demjenigen, von dem Charlot betroffen wurde, eine frappante Aehnlichkeit hat. Als der Prinz nämlich von seiner Umgebung die Tapferkeit eines gewissen Albuin besonders rühmen hörte, beschloss er in seinem jugendlichen Leichtsinn, die Wahrheit dieser Behauptungen selbst zu erproben. Er lauerte daher, als Jener einst von der Jagd zurückkehrte, ihm zu nächtlicher Stunde auf, überfiel ihn, ohne sich zu erkennen zu geben,

---

1 In etwas ungewöhnlicher Verbindung findet sich dieser Infinitiv in einem Gedichte von Bouchet: *Je prie à Dieu que, vous avoir vescu Autant qu'Enoc et le monde vaincu Et bien presché le tressainct Evangile, Faciez la feste après cette vigile Lassus on ciel* etc., mitgetheilt von E. Picot in der interessanten Notice sur Jehan Chaponneau, metteur en scène du Mistère des Actes des Apostres, Paris 1879, die mir soeben durch die Freundlichkeit des Verfassers zugegangen ist.

und that, als wolle er ihn seines Pferdes berauben. Albuin, der in dem Angreifer Niemand weniger als den Sohn des Königs vermuthete, zog sein Schwert, traf seinen Gegner arg am Kopfe, warf ihn zu Boden und liess ihn schwer verwundet auf dem Platze, während er Pferd und Waffen des angeblichen Räubers mit sich nahm. Der Prinz starb nicht lange nach diesem Attentat, während Albuin, als er über den Sachverhalt aufgeklärt worden war, sich schleunigst durch die Flucht dem Zorn des Königs entzog.

In der That wird man dem Verf. kaum widersprechen können, wenn er annimmt, dass der eben erzählte Vorgang das Material zu dem ersten Theil des Romans von Huon de Bordeaux geliefert habe. Schwieriger, ja vielleicht unmöglich ist es, zu erklären, warum und wie die Sage dazu gekommen, die Rolle des Albuin, von dem die Geschichte sonst nichts weiss, gerade durch Huon von Bordeaux übernehmen zu lassen, d. h. zwei in Wirklichkeit ganz verschiedene Personen einfach zu vertauschen. Aber auch diese Erscheinung steht in der Sagengeschichte keineswegs vereinzelt da und darf in unserem Falle um so weniger überraschen, als die durch eine Blutthat veranlasste Verbannung, die fast gleichmässig sowohl dem historischen Hugo von Bordeaux wie dem historischen Albuin widerfuhr, eine derartige Verwechselung wesentlich erleichtern konnte. A. STIMMING.

G. Paris, *Lais inédits de Tyolet, de Guingamor, de Doon, du Lecheor, et de Tydorel.* Paris veröffentlicht hier die übrigen noch ungedruckten Stücke aus der neuentdeckten Laishandschrift, aus der er schon Rom. VII, 1 und 407 zwei Erzählungen gedruckt hat (s. Zeitschr. II, 492, III, 151). Es sind fünf. 1) *Tyolet,* bisher unbekannt, besteht aus 2 Theilen; der erste, welcher T.'s Jugendgeschichte behandelt, entspricht ziemlich genau der Erzählung Crestiens von der Jugend Percevals; der Held wird im Walde in Unkenntniss der Welt und des Ritterthums erzogen, lernt dieses aber durch Zufall doch kennen und zieht an Arturs Hof; von Besonderheiten ist nur bemerkenswerth, dass ihm eine Fee die Gabe verliehen hat, durch Pfeifen alle Thiere des Waldes anlocken zu können. Der zweite Theil ist eine Abart der Erzählung vom Drachentödter, den ein Betrüger um den Preis des Sieges bringen will; eine Königstochter verspricht ihre Hand demjenigen, der ihr den Fuss eines weissen Hirsches, der von 7 Löwen bewacht wird, bringt; Tyolet besteht das Abenteuer, wird aber schwer verwundet; ein anderer Ritter, den er mit dem Fuss des Hirsches zu der Dame geschickt, will ihn um die Hand des Fräuleins betrügen, wird aber von dem geheilt zurückkehrenden Tyolet entlarvt. 2) *Guingamor* bringt Züge der Tannhäusersage und andere mythische, zum Theil sehr alte, wieder. Guing., Neffe eines breton. Königs, wird von dessen Gemahlin um seine Liebe angegangen, weist sie aber ab. Aus Rache stachelt sie ihn an, den weissen Eber zu jagen, was schon zehn Ritter versucht hatten, ohne dass je einer zurückgekommen wäre. Guing. unternimmt die Jagd, wird aber von dem fliehenden Eber zu einem wunderbaren Palast geführt und findet in der Nähe eine badende Jungfrau, der er die Kleider wegnimmt. Für die Rückgabe bietet sie ihm Aufnahme im Palast an und verspricht sodann ihm, den Eber innerhalb 3 Tagen gefangen zu übergeben. Er geht mit ihr zum Palast, findet dort die vermissten 10 Ritter und lebt herrlich bis zum dritten Tag. Als er aber fortgehen will, eröffnet ihm die Schöne, dass er 300 Jahre bei ihr verweilt habe und Niemanden von seinen Bekannten mehr finden werde; wolle er zu ihr zurückkehren, so dürfe er in seiner Heimath nichts essen noch trinken. Guing. überzeugt sich, dass sie Recht hat, isst aber doch, durch übermässigen Hunger getrieben, drei Aepfel, worauf er sofort zum hinfälligen Greis wird. In diesem Zustande wird er von zwei Fräulein zurückgeführt, ohne dass man erfährt, was aus ihm weiter wird. 3) *Doon* besteht wieder aus zwei Theilen; der erste ist eine Freierprobe; der zweite eine Variante der Erzählung vom Kampf zwischen Vater und Sohn, trifft also im Wesentlichen mit Mariens Lai von Milon zusammen. In Daneborc (soll heissen Edinburg nach G. P. S. 37 Anm. 1) wohnt eine Dame, die nur dessen Gattin werden will, der in einem Tage den Weg von Southampton zu ihr zurücklegt; schon viele haben es vergebens versucht; war es aber einmal einem gelungen, so folgte in der

Nacht eine zweite Probe; wer in dem ihm zugewiesenen Bette einschlief, wachte nicht wieder auf. Doon, ein breton. Ritter, besteht beide Proben, die letztere, indem er die Nacht durchwacht; es folgt noch eine dritte, bei der er so schnell reiten muss, wie ein Schwan fliegt; erst darauf vermählt sich das Fräulein mit ihm. Er bleibt aber nur drei Tage bei ihr und verlässt sie dann. Sie gebiert später einen Sohn, der in der Folge bei einem Turnier seinen Vater besiegt und von ihm erkannt wird; darauf kehren Vater und Sohn zu der verlassenen Frau zurück. 4) *Le Lecheor,* behandelt den nämlichen Satz wie der weisse Rosendorn bei v. d. Hagen, Gesammtabenteuer III, 21; nur begnügt man sich hier mit der theoretischen Anerkennung der Richtigkeit des Satzes, ohne wie dort sie durch das Experiment zu erhärten. 5) *Tydorel.* Eine Königin von Bretagne begegnet im Freien einem Ritter, der sich als Bewohner eines benachbarten Sees zu erkennen gibt und um ihre Gunst wirbt; er prophezeit ihr, ihre Liebe werde so lange dauern, bis sie entdeckt werde; sie werde einen Sohn gebären, der niemals schlafen werde, und eine Tochter, deren Nachkommen mehr schlafen würden als andere Menschen. Alles trifft ein; von der Tochter stammen die Grafen Alain und Conain ab (die G. P. aus der Geschichte der Bretagne nachweist); der Sohn ist Tydorel; er schläft nie und Nachts erzählt man ihm Geschichten. Der Umgang des Ritters vom See mit der Königin aber nimmt ein Ende, da sie einmal von einem Dritten gesehen worden. Auch als Tydorel König geworden, lässt er sich jede Nacht von einem anderen Manne etwas erzählen. Einmal trifft die Reihe den Sohn einer Wittwe, der gar nichts zu erzählen weiss; auf den Rath seiner Mutter wendet er den Zorn Tydorels durch die Bemerkung ab, *que n'est pas d'ome Qui ne dort ne qui ne prent somme.* Tyd. wird betroffen, stellt seine Mutter zur Rede und erfährt von ihr das Geheimniss seiner Geburt. Darauf eilt er sofort zu dem See, springt mit dem Pferde hinein und ist seitdem nicht wiedergekehrt. —

Diesen Erzählungen, zu denen Paris in kurzen Vorbemerkungen, die zum Theil hier erwähnten Parallelen nachweist, geht eine längere Einleitung vorher, in welcher er die Hs. beschreibt, nochmals das Wesen der Gattung der breton. Lais erörtert und den Ursprung derselben genauer als bisher festzustellen sucht, worauf er die Frage aufwirft, ob die obigen Lais vielleicht von Marie seien und Bemerkungen über die letztere anfügt. Seine Definition der epischen Lais lautet, sie seien französische Erklärungen des Inhalts solcher Lieder, wie sie von bretonischen Sängern und ihren Nachahmern, franz. und engl. Jongleurs, gesungen worden seien. Verbreitet seien die Lais zumeist in der (frz.) Bretagne gewesen; doch seien sie auch in Wales und sogar in Irland bekannt gewesen. Die Frage, ob die obigen Lais wohl von Marie herrühren könnten, entscheidet Paris nur für 2 Stücke und zwar verneinend; für No. 4 wegen zu grosser Unanständigkeit des Inhalts und für No. 3 wegen Gleichheit des Inhalts des zweiten Theils mit dem Lai von Milon von Marie bei sonst verschiedener Behandlung; bei den übrigen müsse die Frage näherer Untersuchung vorbehalten bleiben. P. benutzt die Gelegenheit, seine Ansicht über die Lebenszeit Mariens zu entwickeln, weist die Identificirung des Grafen Wilhelm, der in den Fabeln genannt ist, mit W. von Dampierre zurück und setzt ihre Werke in die Zeit Heinrichs II. von England. — Zum Schluss bemerkt er, dass unsere Hs. weder in Bezug auf Alter der Sprache noch auf Dialekt, die ursprüngliche Fassung darstelle, verzichtet jedoch auf eine Herstellung der letzteren.

Die Bekanntmachung dieser Hs. muss aus verschiedenen Gründen äusserst willkommen sein, und ich brauche wohl nicht erst das Verdienst zu betonen, welches sich Paris durch seine Publication erworben hat. Sie enthält eine Reihe bisher unbekannter Erzählungen, gewährt eine neue Textquelle für einen grossen Theil der Lais der Marie; mehr aber noch vielleicht erscheint die Art der Zusammensetzung ihres Inhalts wichtig und lehrreich. — Die Hs. stammt aus dem Ende des 13. Jahrh., ist vollständig bis auf ein Blatt, das verloren ist, und trägt die Ueberschrift *Ci commencent les lays de Bretaigne,* die am Schluss als *Explicit* wiederholt wird. Sie enthält 24 Stücke; davon gehören 9 (*Gugemer, Lanval, Ywenec, Chievrefeuil, Deus Amanz,*

Bisclavret, Milon, Fresne, Equitan) der Marie sicher an; 8 waren ebenfalls schon früher gedruckt und ihre Verfasser zum Theil bekannt (*Desiré, Espine, Cort Mantel, Ombre, Conseil, Aristote, Graalent, Oiselet*); 7 Stücke sind neu und von Paris Rom. 7, 1 und 407 und hier zum ersten Mal gedruckt. — Somit erweist sich die Hs. als eine mit Bewusstsein angelegte Sammlung von Lais, bei der ohne Rücksicht auf deren Verfasser verfahren wurde. Es ist dies das erste Beispiel einer solchen Sammlung in französ. Sprache. Bisher kannte man zwar 2 Sammlungen; aber die eine Ms. Harl. 978 stellte sich einfach als Hs. der Lais der Marie dar und enthielt nur solche, die ihr gehören; die andere aber ist nicht in französischer Sprache geschrieben, sondern ist eine altnord. Uebersetzung einer Anzahl (19—21) franz. Lais (s. *Strengleikar* ed. *Keyser* und *Unger*, Christ. 1850), von der man nicht wissen konnte, ob sie die Uebersetzung einer schon fertigen franz. Sammlung war, oder ob der altn. Bearbeiter sich sein Material selbst erst aus verschiedenen Quellen zusammengetragen hatte. Diese neue französische Sammlung lässt nun nicht nur ihre eigene Entstehung deutlich erkennen, sondern verbreitet auch mit Einem Schlage Licht über die der Strengleikar, ferner über die Geschichte der Ueberlieferung der Lais der Marie und über die Stellung, die dieser zu der gesammten Dichtungsgattung zukommt. Wir wissen nämlich jetzt, dass es in der That schon im 13. Jahrh. in französischer Sprache Sammlungen von Lais, in denen Stücke verschiedener Autoren vereinigt waren, gegeben hat; wir besitzen eine solche und dürfen daher schliessen, dass auch das Original der altnord. Uebersetzung eine solche gewesen sei (ich will dieses *S*, die Uebersetzung S^1 und die neue Pariser Hs. *P* nennen). Nun haben weiter *S* und *P* das Gemeinsame, dass in beiden echte Lais der Marie den Grundstock und Ausgangspunkt bilden; in *S* gehören von 19 (21) überlieferten Stücken 11, in *P* unter 24 9 sicher ihr an und beide Hss. beginnen mit solchen und sogar mit der nämlichen Erzählung, der von *Gugemer*; ja S^1 überträgt sogar einen Theil von Mariens Einleitung. Offenbar kannte man also schon im 13. Jahrh. keine andere geschlossene Sammlung von Lais, als die der Marie; denn wer eine grössere Sammlung anlegen wollte, legte die ihrige zu Grunde und fügte hinzu, was er von ähnlichen Stücken auftreiben konnte. — Ist das aber richtig, so folgt wieder zweierlei. Einmal, dass wir Marie als diejenige Person anzusehen haben, welche, wenn auch vielleicht nicht den absolut ersten, doch den einzigen, nicht nur uns, sondern auch französischen Sammlern des 13. Jahrh. bekannten Versuch machte, die breton. Lais durch eine grössere Sammlung als Dichtungsgattung in die franz. Litteratur einzuführen. Sie darf uns also, wie schon bisher öfter geschehen ist, bis weiteres Material gefunden wird, als die Vertreterin dieser Dichtart *κατ' ἐξοχήν* gelten. — Weiter aber ergibt sich, dass der von ihr gemachte Versuch nicht recht geglückt ist. Dieser Gedanke ist schon früher (Hist. Litt. 22, 313—14) ausgesprochen worden und bestätigt sich nun vollkommen. Denn erstlich ist das, was die beiden Sammlungen ausser den als echt bekannten Lais Mariens beibringen, ziemlich dürftig; es sind in *P* 15 Stücke, aber darunter viele, die gar keine Lais sind. *S* ist freilich nicht vollständig erhalten; allein da die vorhandenen Stücke meistens die nämlichen sind wie in *P*, so wird sie auch nicht viel mehr enthalten haben; so wie sie ist, fügt sie zu den 11 Lais der Marie 10 neue, zum Theil in Bruchstücken hinzu. Sodann aber deutet darauf hin der Umstand, dass es ihr nicht einmal gelungen ist, annähernd richtige Begriffe über das Wesen der Gattung dieser Lais zu verbreiten. Zwar sind manche Bezeichnungen von Dichtungsarten im mittelalterlichen Frankreich schwankend, aber eine solche Unklarheit, wie über den Begriff „bretonisches Lai" nicht nur im Süden, sondern auch im Norden herrschte, dürfte sich doch bei wenig anderen Gattungen finden. Ein Hauptgrund des Misslingens liegt wohl in der Wahl der Form, des achtsilb. Reimpaars. Damit verzichtete man auf jedes formale Charakteristikum der Gattung und machte die Vermischung derselben mit den dem Nationalcharakter besser zusagenden Fableaux unvermeidlich. Ein dritter Beweis endlich ergibt sich als Nebenproduct auch aus der Geschichte der Ueberlieferung der Lais der *Marie*, die erst in Folge des neuen Fundes einiger-

massen durchsichtig wird. — Grundlage unseres Wissens ist auch hier die Londoner Hs. (Harl. 978). Nun fehlt beiden anderen Sammlungen das *Lai* von *Eliduc* und in *P* ausserdem noch 2 andere (*Laustic* und *Chaitivel*); sie enthalten also beide nicht alle Lais der Marie; wir dürfen aber unbedenklich annehmen, dass der Sammler von *P* alles aufnahm, was ihm bekannt geworden war. Weiter kennt S^1 nicht mehr Mariens Namen; die Stelle, die diesen enthielt, ist ausgefallen; ob er auch in *P* nicht vorkommt, sagt uns Paris leider nicht; vermuthlich aber fehlt er, da sonst Paris wohl nicht versäumt hätte, es anzugeben. — Aus allem dem folgt, dass es schon im 13. Jahrh. einen Zeitpunkt gab, in dem litteraturkundige Männer, wie der Sammler von *P* sicher einer war, keine vollständige Hs. von Mariens Lais mehr kannten und manche sogar (wie S^1) ihren Namen nicht mehr mit denselben in Verbindung brachten. Dieser letztere Umstand ist nun aus verschiedenen Gründen, namentlich bei der durch Denis Piramus bezeugten grossen Beliebtheit gerade ihrer Lais sehr auffallend. Ich erkläre mir die Sache so: Marie muss eine abgeschlossene Sammlung hinterlassen haben. Sie hat die Lais einem König von England gewidmet und wird ihm keinen Torso überreicht haben. Der Schluss einer solchen Sammlung gleichartiger Stücke kann aber nur durch ein Schlusswort, eine Art von Epilog, kenntlich gemacht werden. Ausserdem wissen wir aus ihren beiden anderen Werken, dass sie es nie versäumt, einen solchen hinzuzufügen und, eifersüchtig über ihr litterarisches Eigenthum wachend, dasselbe dem Schutze des Publikums zu empfehlen. Das wird sie auch bei den Lais nicht versäumt haben. Die kurze Erwähnung zu Anfang *Oiez Seignurs que dit Marie qui en sun tens pas ne s'ublie* (Gug. 5 f.) war ihr gewiss nicht genügend, da sie leicht missverstanden werden konnte und auch in neuerer Zeit in der That missverstanden worden ist (s. Strengleikar S. IX). Nur so erklärt sich denn auch das Vorhandensein einer doppelten Einleitung; die eine ist die ursprüngliche, zum Beginn der Sammlung geschriebene (Gug. 1—20), die andere (*Cui Deus a doné* Prol. 1 ff. bis *comencement*) nach Schluss derselben als Widmung vorgesetzt. Nun wissen wir freilich, dass sie mit ihren Lais zuerst grossen Erfolg hatte; dafür haben wir das Zeugniss des Denis Piramus, das um so werthvoller ist, je sichtlicher dabei etwas Schriftstellerneid zu Tage tritt. Allein entweder war der Erfolg nicht dauernd, oder es schwebte ein Unstern über der Sammlung; genug, sie verlor früh ihren Epilog mit Mariens Namen und wohl auch ein und das andere Lai; die Stelle *Oiez — Marie* etc. war nicht deutlich genug, um ihr Anrecht sicherzustellen und ist auch gelegentlich, als zu der jetzt überflüssigen zweiten Einleitung gehörig, mit dieser weggelassen worden, wie in den Strengleikar. Damit war die Sammlung herrenloses Gut geworden; man schaltete damit nach Belieben, nahm Stücke heraus, fügte andere hinzu, bis endlich Sammler kamen, die alles vereinigten, was sie finden konnten. So entstanden „Sammlungen bretonischer Lais", wie denn auch *P* sich ganz correct als eine solche bezeichnet und wie es auch in *S* der Fall gewesen sein mag. Im Ganzen blieben Mariens Lais Grundstock und Ausgangspunkt derselben, aber es kam fremdes Gut von bekannten oder auch unbekannten Autoren hinzu. — Entspricht diese Darstellung ungefähr dem wirklichen Hergang, und eine gewisse Wahrscheinlichkeit wird man ihr nicht absprechen, — so gewinnen wir denn auch werthvolle Fingerzeige für die Kritik der anonym überlieferten Lais, die sich ausserhalb der Hs. Harl. 978 finden. Zwar die allgemeinen kritischen Normen, nach denen solche Fragen der Autorschaft entschieden werden müssen, bleiben dieselben; die fraglichen Gedichte müssen in Sprache, Stil, Auffassung und allen anderen Zügen der schriftstellerischen und persönlichen Individualität Mariens, so weit wir sie aus den beglaubigten Werken erkennen können, mit diesen übereinstimmen. Aber wir wissen doch jetzt wenigstens, dass es durchaus nicht unwahrscheinlich, ja dass es sogar zu erwarten ist, dass Sammlungen wie *P* und S^1 echte Stücke aus dem ursprünglichen vollständigen Werk, die nicht in Harl. stehen, geborgen haben; die Kritik erhält eine Directive, die nicht auf Skepsis schlechthin lautet, zu der ich bisher neigte, sondern eher auf das Gegentheil. Freilich wird dadurch die Entscheidung im einzelnen

Falle nur um so schwieriger; ein skeptischer Kritiker geht ja im Allgemeinen sicherer, als ein vertrauensvoller. Ein weiterer Umstand, der unser Urtheil beeinträchtigt, ist der, dass der vorliegende Text (*P*), wie Paris constatirt und überdies auch dem Leser unschwer erkennbar ist, vielfache Spuren der Ueberarbeitung trägt; es wird dadurch die Anwendung gerade der werthvollsten Kriterien, der sprachlichen und stilistischen, sehr erschwert und kann unter Umständen ganz unmöglich werden. — Es kann mir daher nicht beikommen, die Sache hier so gelegentlich abmachen zu wollen; wenn es aber, da die Frage doch einmal aufgeworfen ist, erlaubt ist, den allgemeinen Eindruck mitzutheilen, den ich beim Lesen der neuen Lais empfangen habe, so möge Folgendes bemerkt sein. Zuvörderst ist zu constatiren, dass es sich nun nicht mehr bloss um die bisher unbekannten Lais handeln kann, sondern dass bei der heutigen Sachlage auch alle die Stücke in die Untersuchung hineingezogen werden müssen, die schon bisher aus Hss., wo sie vereinzelt und anonym vorkamen, gedruckt sind, die aber, wie sich jetzt herausstellt, zu solchen Sammelhss. gehören oder gehört haben. Nicht als ob die Zugehörigkeit zu einer solchen Sammlung an sich ein Argument für Mariens Autorschaft bildete; denn dass dies nicht der Fall sein könne, geht schon daraus hervor, dass *P* Stücke von bekannten und genannten Autoren mit enthält; allein es leuchtet nach dem oben Bemerkten ein, dass wir etwaiges Eigenthum der Marie zunächst in solchen Sammlungen zu suchen haben und daher auch dort am ehesten finden werden. Und in der That bilden diejenigen Lais, bei denen man auch bisher am ehesten an die Möglichkeit der Autorschaft Mariens denken konnte, Theile einer unserer Sammlungen oder beider; es sind *Graelent, Espine, Desiré* (diese stehen in S^1 und zum Theil auch in *P*) und *Nabaret* (steht in S^1). Da von den neuen Stücken drei, nämlich *Amours,* dessen Autor sich nennt, *Espervier* und *Lecheor* von Paris mit Recht beseitigt worden sind, so kommen überhaupt in Betracht *Desiré, Doon, Espine, Graelent, Guingamor, Nabaret, Tydorel, Tyolet.* — Von diesen ist *Nabaret* (s. Charlemagne ed. Michel S. 90) zu kurz, als dass eine Entscheidung möglich wäre, und so unbedeutend, dass auch nicht viel daran gelegen ist. — *Espine* liegt jetzt in einer zweiten Hs. vor und es wird sich erst nach einer Vergleichung derselben Genaueres sagen lassen. Der gedruckte Text hat einen Passus im Eingang, der darauf hindeutet, dass das Stück zu einer Sammlung gehört habe; allein die Worte können auch von einem Bearbeiter herrühren, und an mehreren Stellen finden sich Reime, die es verbieten, das Stück in dieser Fassung unserer Dichterin zuzuschreiben. — Von den übrigen Lais sind vier nur in *P* erhalten und liegen uns also nicht in ihrer ursprünglichen Form vor. Indessen glaube ich trotz der Ueberarbeitung Mariens Stil und Ausdrucksweise, ihre beliebten Wendungen, Formeln etc. mehrfach wiederzuerkennen. Nur *Tyolet* ist von vorn herein auszusondern. In der vorliegenden Gestalt kann das Lai nicht von Marie stammen. Es spricht da ein Autor, dessen Stil von dem ihrigen ganz verschieden ist. Insbesondere hat er die unserer Dichterin durchaus fremde Manier, — ich könnte auch sagen Manie, — seine Worte und Wendungen fortwährend zu wiederholen, nur in veränderter Stellung oder mit einer sonstigen Variation, z. B. v. 407 . . . que il *alassent Querre* le pié, si l'aportassent. *Querre* le cerf molt i *alerent* . . . N'en i ot nul qui la *alast* Qu'autretel chanson ne *chantast* Que Lodoec *chanté* avoit und so weiter durch das ganze Gedicht. Dagegen halte ich es für sehr möglich, dass *Tydorel* und *Guingamor* von ihr herrühren. Freilich muss dann auch hier eine Ueberarbeitung nothwendig vorausgesetzt werden. Weniger des Dialekts wegen; in dieser Hinsicht steht die Hs. der Sprache der Marie sehr nahe und es bedarf in beiden Stücken nur weniger und leichter Aenderungen, um alle Verschiedenheiten wenigstens aus den Reimen zu entfernen (so Guing. v. 268 lies *duel meno(i)ent* 367 *Qui l'esgardoit d'argent paroit*; Tyd. 427 *aloit et venoit* etc.). Allein Stil und Ausdruck müssen dann doch mehrfach modificirt sein; am meisten im Anfang von Tydorel; Mitte und Ende des Stückes dagegen wie auch der grösste Theil von Guingamor erinnern lebhaft an Mariens Ausdrucksweise. Ein Bedenken könnte man dagegen haben, dass in Guingamor das Motiv der Rache für verschmähte Liebe,

das Marie schon in *Lanval* behandelt hat, wiederkehrt; indessen spielt dasselbe hier eine so geringe Rolle, dass sich die Wiederholung leicht ertragen lässt. — Anders dagegen verhält es sich damit in *Doon* und, um es gleich hinzuzusetzen, auch in *Desiré* und *Graelent*. Im zweiten Theil von Doon wiederholt sich die Handlung des Lai von Milon, die beiden andern variiren den Inhalt des Lai von Lanval; da die Uebereinstimmung bei Doon sich bis auf unwesentliche Einzelheiten erstreckt, so hält P. es nicht für erlaubt, beide Stücke dem nämlichen Autor zuzuschreiben. Allein für geboten halte ich diese Entscheidung nur für *Graelent*; denn da liegt ein anderer und zwar schlechterer Stil vor als bei Marie, und durch das Ganze geht eine rohere Anschauungsweise; auch die Sprache zeigt Nachlässigkeiten, die bei Marie nicht vorkommen (wie *place : atace* 611); ja, verschiedene Umstände machen mich geneigt, das Stück für eine bis an die Grenze des Plagiats oder darüber hinausgehende Nachahmung von Lanval zu halten; wobei nur der Zug des Wegnehmens der Kleider einer badenden Jungfrau neu ist, der aber, falls Guingamor wirklich von Marie ist, leicht dorther genommen sein könnte.[1] Dagegen liegt die Sache bei *Doon* und *Desiré* doch etwas anders. Nicht nur ist deren Stil ganz anderer Art als in Graelent und steht dem Mariens bedeutend näher, auch die Sprache beider Stücke ist sorgfältiger behandelt, als dort, und scheint ziemlich gleichzeitig mit der Mariens. Nimmt man hinzu, dass zufällig in beiden Lais Stellen vorkommen, die ihre Entstehung in England beweisen (s. Paris S. 37 Anm. 2 und Desiré v. 28), so wird man zugeben, dass es bedenklich ist, sie der Dichterin kurzweg abzusprechen. — Freilich der Einwand der Gleichheit der Stoffe mit beglaubigt echten Lais bleibt bestehen, und ich stehe daher hier vor einem Räthsel, dessen Lösung ich noch nicht recht absehe. Bei Doon könnte man den ersten Theil von dem zweiten trennen, aber dann haftet die Schwierigkeit eben an diesem. Darf man vielleicht den Gedanken erwägen, ob nicht möglicherweise Marie ausser den Lais ihrer Sammlung noch andere geschrieben habe? Denkbar wäre z. B., dass in Folge des grossen Anklangs, den diese fand, sie mit Bitten bestürmt worden sei, noch mehr solche schöne Geschichten zu schreiben; — es wäre das nur etwas, das jedem beliebten Dichter begegnen kann und schon vielen begegnet ist. Freilich müsste man dann weiter annehmen, sie habe keine neuen Stoffe weiter gekannt und die Drängenden mit neu aufgeputzten alten abgespeist. Dazu wird man sich doch schwer entschliessen. Aber es bleibt noch eine andere Möglichkeit; hat Marie vielleicht zuerst nur einzelne Lais verfasst und circuliren lassen und erst später, als diese Anklang fanden, sich entschlossen, eine grössere Anzahl zu einer Sammlung zu vereinigen, in die sie dann die früher geschriebenen nur zum Theil, oder auch das eine oder andere nur in veränderter Gestalt aufnahm? Es würde dann erklärlich, dass Stücke von ihr in verschiedenen Bearbeitungen auf uns gekommen wären. Freilich gerathen wir da auf einen schlüpfrigen Boden, und es wird besser sein, einer genaueren Untersuchung nicht vorzugreifen, sondern vorläufig mit einem *non liquet* abzuschliessen.

Noch einige Einzelheiten. — S. 31. Der Held der ersten Erzählung heisst in der Londoner Hs. *Guigeimar* und *Guigemar*; der von No. V (in *P*) heisst in L (Londoner Hs.) *Iwenec* und *Yonec* (dies mehrmals); der von XII *Bisclaueret*, aber dreisilbig, also = *Bisclavret*. — S. 34 Guigem. 31 (29) hat L nicht *Troilas*, sondern *hoilas*. Yw. 15 hat L in der That *La cite siet sur duelas*; die P.'sche Conjectur ist also richtig. — Auf die Ausführungen P.'s über Mariens Lebenszeit werde ich anderwärts zurückkommen; hier will ich nur bemerken, dass es mich einigermassen wundert, dass Paris S. 39, indem er von der früheren Ansicht, der Graf Wilhelm der Fabeln sei W. von Dampierre, spricht, sich des unbestimmten Ausdrucks bedient „et M. Mall lui-même, *si je ne me trompe*, en est tout à fait revenu." Hat denn

1 Es kann sein, dass in der Sache der Nachahmer gegenüber Marie Recht hat. Seine Darstellung klingt in manchen Punkten viel ursprünglicher, als die ihrige; namentlich fehlt die Anknüpfung der alten Erzählung an den Artuskreis, durch welche die Fassung der Marie sich als unursprünglich kundgibt. Die Nachahmung im Einzelnen bleibt aber bestehen; vielleicht wollte der Anonymus die M.'sche Darstellung durch eine richtigere verdrängen.

P. ganz vergessen, dass ich mich über diesen Punkt mit hinreichender Deutlichkeit hier I, 356 ausgesprochen und dass er selbst Romania 6, 627 mit anerkennenden Worten davon Notiz genommen hat? Oder hat er ein seit längerer Zeit fertiges Manuscript ohne erneute genauere Durchsicht zum Druck gegeben? ED. MALL.

J. Ulrich, *Miracles de Notre Dame en provençal.* Dreizehn meist kurze Erzählungen in Prosa, auf deren Vorhandensein in einer Handschrift des brittischen Museums P. Meyer aufmerksam gemacht hatte. Auf die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Textes hätte es verlohnt etwas ausführlicher einzugehen; wäre dies geschehen, so wäre man sicherer darüber, ob einige auffällige Dinge wirklich überliefert sind oder ob vielleicht nur Druckfehler vorliegen. Steht wohl in der That 21 *anes sen,* 92 *cogites en se,* 188 *intres en jutgamen* (lauter Perfecta des Indicativs)? ist wohl *aissi quan* 35, 84, 94, 101, 102, 108, 135 für *aissi com* oder *quon* auch hier sicher? Bemerkenswerth ist auch die Nachstellung des attributiven Demonstrativums: *la gleja aquesta* 61, *la ymagina aquela* 71, *l'evesque aquel* 78 (ebenso 100, 148, 152), vermuthlich aber nur auf eine ängstliche Nachbildung einer lat. Vorlage zurückzuführen. Mehrfach finden sich Imperfecta Conjunctivi mit unorganischer Erweiterung *regigués* für *regis* 75, *issigués* für *issis* 87, *issiguéssen* 91 (wegen *enqueriguesso* 88 s. Diez II³, 218); die Formübertragung ist hier noch nicht so weit gediehen wie im Neuprovenzalischen, aber man sieht den Ansatz zu dem Verfahren späterer Zeit. Bezüglich der Einführung des Nachsatzes durch *et,* die Herr U. S. 15 berührt, sei auf Ztschr. II, S. 142 verwiesen, wo Diez' Versehen bereits berichtigt ist. — Noch sei gestattet ein paar Unrichtigkeiten im Texte zu verbessern, die zum Theil Druckfehler sein mögen: 7 ist kein *es* einzuschalten, aber auch hinter *creador* kein Ausrufszeichen zu setzen; 10 *sa fama* oder *la [sua] fama*; 17 *enquera* für *enquerda*; 42 l. *n'aussegia* (d. h. *n'aucizia*); 62 l. *soo de venir* (d. h. *sonum veniendi*); 71 l. *nol cremet anc, nil*; 100 hinter *donar* kein Komma; 102 *cosselhir* für *cosselhar* ist höchst verdächtig; 141 muss etwas fehlen, da *dones* kein Subject hat; wohl nur ein *dieus*; 145 *empera* wohl Druckfehler für *empero*; so wohl auch *aquet* 163, *dic* 174, *ne lo crejes* 176, *cors* 178, *lhi no volia* 184. Missdeutet ist *assi duojamen* 183; es ist ein einziges Wort, das Adverbium zu *assiduos.*

A. TOBLER.

A. Stickney, *Chansons françaises tirées d'un ms. de Florence.* 33 Lieder und Liedfragmente, z. Th. Producte der Kunstdichtung (*sons d'amors* etc., z. B. No. 3. 25. 26. 28—31, *pastourelles* No. 2, Kreuzzugsklage No. 4) aus der Miscell. Hs. Strozzi-Magliab. Cl. VII No. 1040, XV. sec. init., woraus Carducci mehrere unter die franz. gemischte ital. Lieder herausgegeben hatte (*Cantilene e Ballate,* Pisa 1871). Die im Volkstone, z. Th. assonirend und mit Refrain versehn, behandeln Motetmotive (No. 8. 10. 12. 24. 27. 32. 33) oder ähneln den Pastourellen und den *sons d'amors* (No. 1. 2. 9. 11. 15. 22) oder zeigen den Zeilenparallelismus des Volkslieds (No. 5. 14. 17. 19) oder die Strophenverknüpfung vermittelst identischer Zeilen (No. 8. 9. 10. 13. 15. 16. 18. 20—23). Die Strophenform hat der Hg. bisweilen nicht erkannt. So lässt er No. 2 aus 2 7zeil. und einer 4zeil. Strophe und 10silb. Versen bestehn, statt dieser Strophe folgende, Str. 1. 2 genau entsprechende Gestalt zu geben:

Quant ge le vi . .
Sus son cival monter,
E sendre s'espeia,[1]
Ses gans blans enformer,
En sospirant ge li dis:
„Revenés, mon dous amis,
„Ge serai vostra amie."

Bei No. 5 steht *ma douse (ciere) dame* richtiger vor der Schlusszeile des Refrains, z. B.

Je me ponheroie,
Ma ciere dame, se aler m'en voldroye.

1 Vgl. St. 2, v. 3; in beiden Strophen ein fehlerhafter Reim. Auch die Silbenzahl der Verse ist nicht correct.

Bei No. 32 (Variante von No. 33) ist, wie No. 33 zeigt, der Refrain zu schreiben:

A Dieu, a dieu, amoretes,
Vos chomant

und die übrigen Verse bilden in beiden Liedern je zwei eine 4zeil. Strophe, z. B.

Je me levoy un matin
Au jort prenant,
Entroy m'en en un jardin
La flor culhant u. s. w.

(Bei No. 32, 6 vielleicht *di* statt *moy*? In der Variante fehlt ein entsprechendes Wort. v. 7 mon amy] *l'amy*? In No. 33 stört v. 5.)

Bei No. 2, 7 verdirbt jolie den Vers. Sollte man *erberie* setzen können? Bei No. 3, 4 ist zur Herstellung des Reimes *gioster trois civaliers* zu schreiben; v. 8 stimmt *duch* nicht zur Refrainzeile (: mays), dagegen enthalten beide Zeilen in *amor* und *monsenhor* die fehlenden Gleichklänge. No. 5, 9 E me mangeroye? Wohl *Je m'egareroye*. No. 6, 10 *doy(t)* gehört in den Reim und kann nach Str. 2 *moy* : *fay*, v. 9 *ploy* = *plait* und nach No. 13, 9. 11. 12 dort stehen. No. 7 fehlt eine Zeile nach V. 1. No. 8. 15. 21 dasselbe Motiv. No. 9 (dasselbe Motiv No. 20) lies 9. 11 *piusele* (ein fehlerhaftes *s* wurde 31, 5 richtig beseitigt) und 13 u. 15 *lui* statt lur, wie v. 13. 15 verlangen. No. 10, 8 l. *doné m'a*, dem Schreiber war noch v. 5 im Sinn. No. 11 (dasselbe Motiv wie bei Bartsch, Rom. u. Past. II, 67) 2 lies *levé*. No. 17, 5. 6 vertragen sich nicht mit dem Bau der andern Strophen; v. 18 lies *atand*. No. 20 der Refrain ist 2zeilig, wie die Reime lehren: *Ay lorin, lorin* | *Ay lorinette*; v. 5 steht *pour* überflüssig, vgl. No. 14, 2. No. 23 dürfte in Langzeilen zu schreiben sein; v. 3 lies *l'aube*. No. 24 unvollständig und entstellt. In No. 25, 11 könnte die Dame (*et de ce soit seiure*) gemeint sein; v. 3 ist, wie so vieles in der Sammlung, unverständlich. No. 30, Z. 1—3 dürften Refrain sein (vgl. 13—15), Z. 4—9 erste Strophe einschliesslich des mit Z. 7 angedeuteten Refrains, Z. 10—15 zweite Strophe, so dass dem Fragment nur v. 5. 6 fehlten. — Dass die Lieder nicht erheblich älter sind als die Hs., zeigt 2silb. *deusiez* 31, 3 (neben 3silb. *seiure* 15, 11), das Imperf. *avoy* 12, 7 (neben *iroye* 5 etc.), die Bindung von *ié* : *é* (*proyer* : *reconforter* 27), die Aufhebung der Declination, 5 etc. u. a.[1] Die Schreibung ist eine fremdartige: *ch gh* = *c g* (*chulloy, gharray*), *ci gi* = *c' g'* (*ciant, giort* = *jour*), dazu *autroy* 30 (neben *outroy* *auctorico 29) weisen auf Italien; Verbalformen wie *intrara* Fut. 18, *ponheroie* = poindroie 5 (beachte die Schreibung), *ciantava* Imperf., (durch den Vers gesichert; aber daneben *cudoyt* cogitabat, *dizoit* dicebat, *playzoit* placebat), das Fut. *deray* von dare, 8. 15. 21, dazu die francoprovenz. Schreibung fineya 26 zeigen dabei wenigstens provenz. Nachbarschaft. Aber speciell als franco-provenz. dürfte gelten die Gleichsetzung von lat. *ū* : *ō* z. B. *nesun* : *mayson* : *lonch* : *homs* 18; *une* : *ore* 19, somit francoitalienischer Ursprung (Cultivirung des franz. Volksliedes war überdies selbstverständlich im franco-ital. Sprachgemisch unmöglich), ebensowohl wie provenzal. und reinfranz. auszuschliessen sein. An interessanten sprachlichen Zügen seien noch verzeichnet: *-an*, nicht *-ain* z. B. *mayn* (manum) : *an* (annum) 32, ebenso *plandre* plangere 29; *ó* : *ò* z. B. *soie* (seta) : *enclose*, 7; ausl. t hinter bet. Vocal stumm: *soyt* (sit) : *roy* (regem) 13, *croy* (crescit) : *moy* ib., *play* (placet) : *prendray* 6; ferner *ty* (toi), *my* (moi) : *party* 17; *per* und *par* 31. 32; *tenis* tenetis 28 neben *vené* venitis 23 und *saves* sapitis 31 u. s. f.

L. Havet, *L'italien anche, le franç. encore.* S. dazu Zeitschr. III, 150 Anmerkung 1.

G. Paris, *dîner*, von *dis + junare; *juner*, durch begreifliche Aphärese aus jejunare entstanden, wird aus altfrz. Texten neben *jëuner* (jejunare) mehrfach belegt; die Conjugation von disjuno musste wie bei adjuto Formen mit und ohne Stammvocal (*desjun disnons disnez*) ergeben, denen ein doppelter

[1] No. 22 enthält eine etwas vage Anspielung auf einen Kampf gegen „den König von Frankreich". Dürfte man dabei an die Aufstände unter Karl VI. in den ersten Dezennien des 15. Jahrh. denken?

Infinitiv, *disner* und *desjuner* zur Seite trat; beide Infinitive, ebenso das denominative *desjëuner* (aus *jëun* jejunus, woher *déjeuner*) bedeuteten, wie G. P. durch altfrz. Stellen und durch Hinweis auf die neufranz. Dialekte hinreichend sicher stellt, ursprünglich: „entfasten", „das erste Mahl nach der Messe einnehmen". Den Einwand, den G. P. selbst gegen disjunare ebenso wie gegen die in dieser Zeitschrift vorgeschlagenen Ableitungen von deescinare und discinare, (letzteres giebt Suchier gegen G. P. jetzt auf), sowie gegen decoenare (Diez) erhebt, dass nämlich alle vier einen Inf. *disnier* ergeben mussten, beantwortet er mit Berufung auf *maisnede* neben *maisniede* mansionata, und bemerkt, dass der Mangel an Wörtern mit der Gruppe *sj'n* (in disjunare), die der Gruppe *jt* (adjutare) nur ähnlich sei, nicht einmal recht für disjunare ein *disnier* folgern lasse. Dieser Einwand wird gegen disjunare, discinare deescinare jedoch in gleicher Weise mit Unrecht gemacht, nach der (später einmal zu erläuternden) Lautregel nämlich, dass bei entstandener Dreiconsonanz regelmässig hinter *s, l* der silbenanlautende Gutt. und Labial, sowie der Dental vor Nasal (also der zweite Cons. der Gruppe) spurlos verschwindet, wofür hier nur aufmerksam gemacht werden mag auf das jenen 3 Wörtern völlig gleichartige *mesler* = mis-c'lare und *fesner* (DC.) = fas-c'nare, sowie auf *hostel* = hos-p'talem, *prestre* = pres-b'ter, *jalne* = gal-b'nus, *blasmer* = blas-f'mare; *esmer* = es-t'mare, *tesmoin* = tes-t'monium (vgl. daneben *fenes-tre, espis-tle* etc.), wogegen bei mit Muta anhebender Dreiconsonanz (d. i. Muta im Silbenauslaut), die Muta entweder vocalisirt (Gutt.: *teistre* = tec-s're) oder schwindet (Lab. Dent.: *semaine*, d. i. altfrz. *set-maine* = sep-t'mana; nur *tt* Liq. z. B. *letre* = litt'era kommt vor). Daher nur Schelers Einwand gegen discinare und deescinare stichhaltig, disjunare aber unanfechtbar ist. Dass dagegen decoenare *disnier* ergeben hätte, kann darum nicht fraglich sein, weil assibilirtes *c*, wie hinter sich (*cire* cera durch c^{i}eira)[1], so auch vor sich einen *i*Laut erzeugt — was schon Diez, Gr. I, 249 andeutet — (vgl. *nuisir loisir plaisir, loist plaist naist taist, duisons luisons faisons,* auch *raison* ist so zu erklären, *voix noix paix*); also decoenare zu *deitsnier *disnier wie decimare durch *deitsmier zu *dismier* (s. DC. unter *decimator*). So ist auch *amistie, mendistie* *amicitatem u. s. w. nur zu erklären.

G. Raynaud, *rigot, à tire-larigot* = *à tire le rigot*; letzterer correcterer Ausdruck, wie gewöhnlich mit *boire* verbunden bei Littré belegt (= *boire excessivement*) führt R. auf *rigot* (s. Diez W. von Dtsch. *rîga* Kreislinie), das er in der Bedeutung von *bourse* nachweist, wonach *rigot* wie dieses Wort den zur Aufnahme des Geldes dienenden, um den Leib befestigten Gürtel bezeichnete, und das Imperativcompositum *à tire-le rigot* (entstellt zu *larigot*) mit *boire* wohl „bis zum Beutellosmachen trinken" besagen wollte.

Ch. Joret, *Non' et on* (s. dazu Zeitschr. II, 496). Wie für *on* im norm. *no,* und *no-z* vor vocal. Anlaut gesagt wird, so *non'* (d. i. *no* + *n* dent.) = *on* vor zu *n* verkürztem *ne* (non). Ebenso assimilirt der Dialekt an das dentale *n* von *ne* : *il* (zu *in'*) *vos* (zu *von'*) und *je* wird *jen'*. Ebenso wird vor *l* (le) *on* zu *nol', je* zu *jel.* In jedem anderen Falle bleibt *no* (on), *i* (il), *vo* (vous), *jë j* (je) bestehn.

G. Raynaud, *Un testament marseillais en* 1316. Der Entwurf eines zu Marseille aufgesetzten Testaments eines nicht näher bekannten Mannes aus Argilès (Dép. Gard?), aus dessen von der damaligen officiellen vermuthlich abweichenden Schreibweise R. als besonders bemerkenswerth hervorhebt: die Versetzung von *l* und *r* in dem Silbenauslaut (*apers* für apres, *celges* für clerges), die Verstummung des Nasals im Silbenauslaut (*demadar* = demander), den Schwund von *l* hinter Muta und von *r* vor Cons. (*pus* = plus, *univesal* = universal) und die Perf. 1 sgl. *donie*c etc.

P. Meyer, *Un ms. du XV^{e} siècle de la chronique de Dino Compagni.* Hs. des Lord Ashburnham (Coll. Libri 473), bietet bei einem zweiten

[1] Nicht nur bei folgendem *ẽ*, sondern auch bei *ãe*, z. B. *ciment* caementum, *cimetière* coemeterium, *ciu* caecus, *cive* caepa (daher ist *cène* caena gelehrt, desgleichen *cèler* cẽlare), wogegen einerseits auch hinter *c* i regelrecht *ẽ* (*cendre* cinis) ergiebt andrerseits *ciel* ein *cãelum* voraussetzen lässt, so dass also *i* an *ẽ*, *ie* an *ẽ* sich gebunden erweist.

darin enthaltenen, von derselben Hand geschriebenen Werke (3. Buch der Chronik des *Boninsegni*) als Jahr der Herstellung der Abschrift die Jahrzahl 1465, soll aus paläographischen Gründen dem 15. Jahrh. angehören und den Schreiber des 15. Jahrh. in einer nachträglichen Verbesserung verrathen, die derselbe bei der Jahreszahl 1282 im Dino vornahm, wofür er ursprünglich 14.. irrthümlich gesetzt hatte. Danach schienen Boehmers Ansicht, der die Chronik des Dino 1529 entstehn und die Scheffer-Boichorsts, der die Fälschung im 17. Jahrh. statthaben liess, widerlegt, indessen wird erst ein Facsimile hiervon zu überzeugen vermögen, da die beiden anderen Gründe nicht ausschlaggebend sind. Eine zweite Hs. des Dino in Lord Ashburnhams Bibl. (Libri 481) datirt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

C. Chabaneau, t *final non étymologique en langue d'oc.* Ergänzung zu Meyers Artikel über analogisches *t* im Provenz. (s. Zeitschr. II, 495 f.), aber meist Beispiele für *t* zwischen *rn* + *s*, *n* + *s*, *lh* + *s* aus mehreren altprov. Denkmälern; mit ausl. *t* nur *jort* diurn-us, *fo(u)rt* forn-us, *cart* carn-em, *govert* gubern-um, *ivert* hibern-um, *enfert* infern-um; ferner *sent* sin-e, *sont* sum, *hermitant* eremitan-us, *dant* dominus, *pant* pan-um, *paropiant* = ?, *fert* ferr-um in mittelalterlichen und jüngeren Texten. Dazu limous. *noeut* natal-is, *bet* bell-us; Gasc. und Querey *gobernt* gubern-um, *tourt* torn-us, *vert* ver-sus; in Bordeaux im schlechten Französisch: *amour-t, discour-t* etc.; Saintonge in der Sprache der Landleute *ort* or, *trésort* trésor, *fart* fer, *desoirt* ce soir; ferner auch Querey, Agenais, Gascogne *cat* caput, *cot* colaphus, *lout* lupus etc., Bordeaux *baout* vado neben vauc; Berry, Saintonge *icit iquit* ici, Provence dazu: *eicit eicito* ici, *eilat eilato* illac, *aquot aquoto aquote* aqui, *ansinto ansindo* altfrz. *einsint* ainsi. — Hierzu einige weitere nordfrz. Belege: Cod. Bern. 389 hat No. 82, 5 *Henri-t*, No. 134, 320 *Cousi-t*, No. 67, 2 *mal-t*; die oben besprochenen von Stickney veröffentlichten Lieder bieten *gior-t* jour, *tor-t* tour, *tos-t* tous, No. 23; Knauer, Jahrb. XII, 158 führte aus Mich.-Monmerqué théâtre *cler-t* clerc an; W. Foerster im Chev. as 2 esp. XLVIII *entor-t, tor-t, cor-t, remes-t.* In Unterwallis lautet filius *fet*, s. Stalder, Landessprachen der Schweiz p. 400.

J. Bauquier, *Changement de* ts *final en* cs *et en* tch. Prov. ausl. *ts* (Plural) wird in der Mundart von Avèze (Gard) *-cs* z. B. *pracs* pratz; umgekehrt cs zu *ts* im Arrondissement St. Pons (Hérault) z. B. *aqueduts* aqueducs, auch inlaut. z. B. *atciu* frz. action, wie in Narbonne Rovergue, z. Th. in Oberlanguedoc, im Bordelais, Haute-Garonne, Lot-et-Garonne. Ausl. *ts* = *tch* z. B. *ratchs* rats in Gévaudan, in Unterdialekten von Montpellier, Arrond. Béziers, ferner in Bessan, Lodève, Agde und Béziers selbst, wo auch *cs* = *chs* z. B. *amichs* amics; Mundart von Embrun auch *jourchs* diurnos, Béarn auch *betetch* d. i. bitets, vitellos.

R. Koehler, *L'âme en gage.* Nachweis einer Variante zu der franz. Erzählung vom Eremiten, der seine Seele für einen Schmid verpfändete, Méon N. R. II, 427 („*d'un hermite qui mist s'ame en plege pour cele au fevre*"), bei Nic. Caussin, *La cour sainte* (1651), I, traité 2, 41; Caussin wurde seinerseits benutzt von Anton. de Savesa († 1667) in der ars semper gaudendi I, tract. 12, 6, nach der wiederum der Stoff in einem von Jesuitenschülern zu München 1666 aufgeführten Schauspiele behandelt wurde.

V. Smith, *Chants populaires du Velay et du Forez, fragm. de bestiaires chantés.* Nach mündlichem Vortrag aufgezeichnete Bruchstücke von vom Volke gesungenen versificirten Vogelgesprächen (im Dial.), die der Vögel Lebensart, Leiden und Freuden zum Gegenstand haben.

C. Chabaneau, *Marcabru,* Pax in nomine domini. Ch. empfiehlt in V. 34 die Lesart der Hss. AIK *gauzignaus* gegenüber dem von CR dargebotenen *gaurinaus* (P. Meyer schreibt dafür Anc. textes 75 *guari-naus* und übersetzt dies Rom. VI, 121 in höchst befremdlicher Weise mit „*qui guide les navires*") und deutet *gauzig(n)aus* als Imperativcompositium von *gauzi-r* und *naus*, also = Schiffsfreude, woraus *gaurinaus* durch den Rhotacismus der Hss. CR sich erkläre. Der „schiffeerfreuende Stern" dürfte jedoch ebensowenig wie der „schiffeleitende" (nach Meyers Umstellung von au zu *ua* eigentlich der „schiffeheilende" !) eine der Stelle gemässe Vorstellung erwecken,

wo der Dichter die Schönheit der Ehre derjenigen, die seiner Aufforderung folgen werden, durch Vergleichung derselben mit der Schönheit eines Sterns ins Licht setzen will. Das scheint auch von einer andern Deutung zu gelten, die *gaurinaus* erfahren könnte. Neuprovenz. ist ein *gourrinar* (s. Honorat, Azaïs s. v.) zu *gourrin* (s. Diez W. II c *gorre* von got. gaurs), = fainéanter *errer* vorhanden, woraus ein *gourrinals* alt *gaurinals(-us)* in der Bedeutung *errant* gebildet werden konnte. Wenn nun Matfre Ermengau, Brev. 5105 von dem in der Mondconstellation Geborenen sagt, dass er den Eigenschaften dieses Planeten gemäss

a ley d'ome *vagabon*
Deu voluntier cercar lo mon

und es ferner das. 4477 vom Monde heisst:

En la nueg apar sa clardat,
Don se ditz *de la nueg beutat,*
Car la nueg ab sa lutz gensa,

so könnte nicht nur ein passendes Epitheton für den Mond in *gaurinaus* = neuprov. **gourrinals,* als Synonym zu *vagabon,* das doch nach Matfre auch vom Monde gilt, gefunden, sondern von Marcabru unter *estela* geradezu der Mond gemeint scheinen, dessen „Schönheit" noch durch die Ehre derjenigen, die zum „lavador" gehen, überstrahlt würde. Doch müsste dann der Mond bei den Provenzalen gewöhnlich mit *estela gaurinaus* bezeichnet worden sein, so dass bei dem von M. gewählten Ausdruck nur an ihn hätte gedächt werden können, was ich nicht zu belegen weis. Aber selbst dann wäre die Stelle nicht frei von Anstössen; denn wie es undeutsch ist zu sagen: „Wisst ihr welcher Art die Schönheit derer sein wird, die zum lavador gehen? Mehr als das wandelbare Gestirn", statt „mehr als die des w. Gs.", so dürfte auch das überlieferte *plus que l'estela gaurinaus* schwerlich provenz. gesagt worden sein für die ganz freie Uebertragung der Stelle bei Meyer l. c. *„plus grand que celui de l'étoile qui guide."* Gegen *gauzi-naus* von gauzir aber ist noch geltend zu machen, dass AIC für *gaudere,* soweit mir Texte daraus bekannt sind, nur jauzir schreiben, also in allen Hss. jauzi- jauri- stehen müsste. — Zu V. 48 *crup'en cami*: schon Meyer las Rom. VI, 122 Anmerkung 4 *crup en cami.*

Ders. *Cercamon,* Car vey fenir a tot dia. In Str. 6, 1—2 *Maistre, josca la brosta* | *Vos pareis al test novel,* empfiehlt Ch. *fosca* (für *josca*) und *Nos* (für *vos*): „Herr, schwarz erscheint der Kern nicht in neuer Schaale" d. i. „geduldet euch", was zum Grundgedanken der Tenzone passt.

G. GRÖBER.

No. 30. D'Arbois de Jubainville, *des rapports de la versification du vieil irlandais avec la versification française.* Die Widerlegung der in diesem Aufsatze ausgesprochenen Ansichten würde hier zu weit führen; ich muss daher auf meine im nächsten Hefte der Zeitschrift erscheinende Abhandlung verweisen. Nur soviel sei schon jetzt gesagt: Herr H. d'Arbois de Jubainville versteht von Metrik gar nichts, und zwar von keltischer so wenig wie von romanischer, wiewohl er geborner Franzose ist. In meiner Abhandlung werde ich auch auf die Einwände von G. Paris antworten, welche ich, weil sie mir zu unbedeutend erschienen, mit Stillschweigen übergangen haben würde, wenn nicht seine Schlussanmerkung hinter dem Aufsatz seines Mitarbeiters mich zum Reden nöthigte.

K. BARTSCH.

P. Meyer, *L'imparfait du subjonctif en es* (provençal). Auf Grund einer Prüfung der Reimworte auf *es,* die er aus zahlreichen Lyrischen und anderen Gedichten der altprovenzalischen Litteratur zusammengestellt hat, weist M. nach, dass im Altprov. zwei in den Reimen sorgfälltig auseinander gehaltene Conjunctive des Imperfects auf *es* existiren, nämlich einer auf *es larg (ès),* welchen alle Verba der *A*-Conj. und diejenigen der *E*- und Stammconj. aufweisen, die *et* im Perfect zeigen, und ein zweiter auf *es estreit (és)* für alle anderen Verba der *E*- und Stammconj. Nebenher constatirt M. auch, ohne es jedoch detaillirt nachzuweisen, dass zwar die zweite Pers. Plur. des Conj. Praes. der *a*-Conj. wie des Futurs aller Conj. auf *és (= étz)* ausgehe, die des Ind. Praes. der Stamm-, *E*-, *I*-Conj. dagegen auf *èz (= ètz)*; letzteres

ist nach Meyers Angabe kürzlich in den Arch. des Miss. sc. et litt. 3 V, 441 von A. Thomas, dargethan worden. Sowohl die von Meyer wie die von Thomas gemachten Beobachtungen lagen so zu sagen in der Luft, indem sie sich nothwendig aus einer Prüfung der Reime ergaben, die sich ihrerseits nach Erkenntniss der wahren Bedeutung der Ausdrücke *rimas largas* und *rimas estreitas* in dem dem prov. Donat beigegebenen Rimarium geradezu aufdrängte. In der That waren denn auch, auf Prüfung der *e*-Reime im Provenzal. abzielende Arbeiten bereits von mehreren Seiten in Angriff genommen. Sie werden auf den nunmehr bereits gewonnenen Resultaten fussend, noch die zu jeder Kategorie gehörigen Reimworte oder Reimwortklassen möglichst vollständig zu bestimmen haben. Meyers Beweisführung ist im übrigen unanfechtbar. Nunmehr lässt aber auch die Stelle des Donat p. 15, Z. 16 ff. erkennen, dass der Verfasser die Scheidung der Conj. Imperf. auf *es* anerkannte, vielleicht stand statt *Et aquelh solamen* ursprünglich *mas el preterit non perfect del optatif fenissen in es larg aquelh de la prima conjugaço et aquelh.* Die Reimsilbe *ès* ist, wie auch Meyer bemerkt, nicht sehr häufig. Ich notire deshalb zu dem S. 156 aufgeführten Gedichten, in welchen sie begegnet noch: Aimeric de Peguillan: B. G. 10, 41, 46, 49 und Monge de Poicibot B. G. 173, 6. Interessant ist unter denselben besonders B. G. 10, 46, dessen sämmtliche Coblen mit je 4 Reimworten auf *és, ès, ès, és* beginnen. Auch Raimon Feraut und Bertran de Marseille in ihren Heiligenlegenden beobachten die Scheidung von *ès* und *és* cf. *ès:* Honn. p. 42, 49, 70, 81, 112, 125, 129, 133, 144, 145, 166, 167; Enim. z. 95, 137, 556, 575, 896, 1491, 1628; *és:* Honn. p. 13, 20, 26, 39, 51, 75, 94, 109, 112, 117, 120, 130, 134, 135, 147, 151, 153, 161, 187, 207; Enim. z. 13, 83, 656, 1883. Die Vermuthung Meyers S. 156, Anm. 5 in Bertran de Born's Gedicht: *Pus Ventadorn* sei das Reimwort *pes* = fr. *paix* habe ich schon in der Jen. Lit.-Z. Art. 339 bei Besprechung von Stimmings Ausgabe als unnöthig bezeichnet; ich verweise nur auf die von Meyer selbst angeführten Stellen der Leys d'A. und Bern.'s de Vent. sowie auf B. G. 10, 49 (Arch. 34, 164). Ausser Bartolomeo Zorzi und den von I. Becker veröffentlichten geistl. Liedern finde ich noch Mischung der beiden *es* B. G. 454, 2 (Arch. 50, 277 No. 118) und B. G. 461, 133 (Arch. 50, 279 No. 130), beide ebenfalls sicher italienischen Ursprungs. Sordel scheint dagegen die Reime auseinander gehalten zu haben (cf. *F.* 14 Cobl. 2). E. STENGEL.

G. Paris, *La vie de saint Alexi.* Zu dem in der That lexikalisch recht interessanten und nicht minder litterarisch bedeutenden Texte hier nur eine kleine grammatische Bemerkung. Der Herausgeber hat sich, wie mir scheint, durch seine neufranzösische Gewohnheit verleiten lassen, in dem Gedichte etwas zu drucken, was demselben, wenn es wirklich spätestens der ersten Hälfte des 13. Jahrh. angehört, wie ich gern glaube, fremd bleiben muss. Z. 260 *Nus n'a por or ne por argent D'ele treves ne tensement* und 290 *A tant d'ele par nuit se part.* Diez, Burguy, Gessner setzen mit Recht in's Paradigma der Pronominalflexion als betonten Casus obliquus sing. femin. *li* und dessen Nebenformen *lei, lie.* Die Form *ele* in gleicher Function ist in Denkmälern, die wir als altfranzösisch zu bezeichnen haben, nicht durchaus unerhört; aber man findet sie schwerlich vor dem 14. Jahrh. Bei Froissart ist sie häufig, nicht minder im Ménagier: *pensa de elle esprouver et de la fort tempter* (auch *la* würde früher nicht gesagt worden sein) I 108; *a elle n'en desplaisoit point,* I 119; im Hug. Capet steht: *Il fu ochis par elle,* 138; im Gir. Rossillon: *l'ange a ele disant,* 184; man findet *que d'ele confesser n'avoit point de povoir,* Jubinal N. Rec. I 82; wenn bei Brunetto Latini 231 steht *il ne touchera ja mais a ele charnelment,* so ist dies, wenn er wirklich so schrieb, eine so frühe Abweichung von der Regel, dass nur die ausländische Herkunft des Autors sie erklärlich macht; *Car elle voit que n'ot autour D'elle dame ne damoiselle* in Scheler's Trouv. belges I 264, 641 gehört einem Werke an, das wir nur in einer Niederschrift des 16. Jahrh. kennen; das von Littré angeführte *N'ert fame qui a ele de grant biauté s'afiere* aus Berte VII (z. 345) ist nach Scheler's Ausgabe den Hss. nicht entsprechend, die *eles* oder *li* oder *euls* haben. Wenn in Flor. und Blanch. 316 statt *qu'il ne l'en estëust morir,* was in A steht, Du Méril aus B eingeführt hat *qu'ele n'en*

estëust morir, wo *ele* gleichfalls betonter Accusativ sein müsste, so hat er sich damit um den Text nicht verdient gemacht. An den beiden Stellen des neuen Alexius nun ist einfach *de le* statt *d'ele* zu schreiben; *le* als Nebenform von *li, lei, lie* ist auch sonst bekannt: *Que si laises por lé — paiens a detrenchier,* Floov. 15; *Maugalie est aus estres — la file l'amiraur, Aveques lé Florote,* eb. 20; *Connoistre ma terre de lé (: amé!),* Veng. Rag. 1235; im Alexius selbst z. 920 *Chascun se peine d'aprochier A la biere et a lé touchier* (d. h. *et de toucher à elle*), und kann nicht befremden in einem Denkmal, das statt des aus *ĕ+i* hervorgegangenen *i* ganz gewöhnlich *e* setzt (Romania S. 168).

P. Meyer, *Traités catalans de grammaire et de poétique* (Forts.). Das Interesse der als dritter Tractat publicirten *doctrina de cort* oder wohl eher *d'acort,* einer metrischen Wiederholung von R. Vidals *razos de trobar,* liegt mehr darin, dass sie ist, als in dem, was sie ist. Das Werk des Pisaners Terramagnino ist als Denkmal einer kurz nachher erloschenen litterarischen Bewegung bedeutsam, im übrigen steht es noch beträchtlich unter seiner Vorlage; und wären nicht verschiedene Nüsse, die es darin zu knacken gibt an schwer zu verificirenden Citaten und an Textesverderbnissen der schlechten Madriderhandschrift, es verlohnte kaum sich damit zu beschäftigen. Was den unbekannten Autor betrifft, den Terram. als *cell qui fes la cort* einführt, so ist es ohne Zweifel er selbst, der Z. 4 sein Werk *mon acort* nennt, Z. 790 und 806 und im Explicit desgleichen, nur dass eben *qui fes l'acort* zu schreiben ist. Der unbekannte Andrian del Palais wird wohl gleichfalls ein Italiener sein; der Aenderung seines Namens in Andrieu, die Herr M. vorschlägt, steht der Reim z. 264 im Wege. Am Texte würde mancherlei zu corrigiren sein; ich berühre hier nur ein paar Stellen, wo es vermuthlich sich nicht bloss um Druckfehler handelt: z. 19 l. *feyramenz m'estreygn : enpeygn,* ein gleichartiger Lesefehler 215 *playgis : refraygis* statt *playgn : refraygn*; z. 92 scheint von einem *giudice Ugolino di Gallura* die Rede zu sein; z. 98 *quals es substansa* „wie beschaffen eine Substanz ist"; z. 131 *Son en chansons masculinas*; z. 143 *ben me saupr'anar vas Pisa*; z. 158 (ähnlich 329) *so sapcha la jenz*; z. 224 *ten dan* „schadet"; z. 235 *adretz*; z. 331 *cantayritz*; z. 431 *E con trayre* (Nomin. zu *trahidor*); z. 611 *Ara de „sui, es, es" vuoill dir*; z. 761 sollte nach *visi* (d. h. *vici*) ein Komma stehn. An zahlreichen andern Stellen würden wohl nicht Versäumnisse des Herausgebers, sondern Fehler der Handschrift zu verbessern sein. A. Tobler.

M. Cohendy et A. Thomas, *Strophes au Saint Esprit, suivies des statuts d'une confrérie du Saint Esprit, en dialecte auvergnat.* Hs. des Depart.-Archivs zu Puy-de-Dôme, aus dem Jahre 1507 laut der Subscription des Schreibers, der in dieser durchaus franz. Wortformen zeigt und von dem daher die über die Texte zerstreuten franz. Schreibungen herrühren. Die Originalsprache ist, auch nach dem Reim, provenzalisch; ob auvergnatisch, wie die Herausg. wegen des Fundortes der Hs. und wegen einiger Schreibweisen (*ch-* = *ca-*, *gh* = *ga-*, *go-*; Art. fem. *li*) annehmen, ist durchaus unsicher. Die Ueberlieferung ist eine sehr mangelhafte (von den Hgg. ist vieles gebessert, aber vieles ist der Besserung noch bedürftig); sie hat jedoch u. a. im Ganzen die Declinationsregel respectirt, was die Hgg. veranlasst den Texten ein sehr hohes, offenbar zu hohes Alter (12.—13. Jahrh.) beizumessen, denn diese Regel ist auch im Reime, z. B. V. 54, verletzt. Verderbt ist Strophe 7, nicht nur wegen der falschen Versordnung, sondern auch weil der Sinn nach V. 28 eine Lücke bietet (der Gedanke ist derselbe, wie in Str. 8), und vor Allem, weil der letzten Zeile das stehende Reimwort *esperit* gebricht. Das erste aus 42 6zeil. Strophen (aaabab) und aus aus 7silb. Versen bestehende Gedicht ist ein Lobpreis auf den heiligen Geist; das zweite ein Statut einer Heiligengeistbrüderschaft in 173 nicht immer, wie beabsichtigt scheint, gepaart überlieferten 8-Silbnern. Ausserdem noch eine 10zeilige Strophe (7silbig, aaaaabbbbb) an Maria. Die Hs. ist übrigens in ihrer äusseren Form wohl eine Seltenheit. Sie besteht in einer Rolle von vier zur Länge von zwei Metern zusammengeklebten Pergamentstreifen von 12 Cent. Breite, die auf einer Holzrolle befestigt sind, worauf sie aufgerollt werden können.

G. Gröber.

H. Carnoy, *Contes, petites légendes, croyances populaires, coutumes, formulettes, jeux d'enfants, recueillis à Warloy-Baillon (Somme), ou à Mailly.* Herr H. Carnoy hatte schon in der leider so bald wieder eingegangenen 'Melusine' manche werthvolle Volksüberlieferungen aus Warloy-Baillon mitgetheilt, und zwar S. 90, 109, 110, 113, 239, 279, 446 Märchen, S. 188 und 464 Gebete, S. 126, 174 und 318 Sprüche, S. 293 ein Räthsel, S. 71 Aberglauben, S. 125 Gebräuche. Hier erhalten wir von ihm 15 *Contes* (Märchen), 10 *petites Légendes* (d. i. kleine Legenden und Sagen), 7 *Formulettes* (Kinder- und Volksreime), 3 *Prières populaires*, einige Mittheilungen über *Croyances populaires* und *Coutumes des jours de fêtes* und 2 *Jeux d'enfants*. Ich will hier die Titel der sämmtlichen Märchen, bei deren jedem angegeben ist, von wem und wann und wo es dem Sammler erzählt worden ist, folgen lassen und sie mit einigen Bemerkungen begleiten. No. I, *Dick-et-Don*. Vergl. E. Cosquin, Contes populaires lorrains, No. XXVII, und meine Nachträge dazu oben II, 351. Der Name Dick-et-Don erinnert auffallend an den Ricdin-Ricdon in dem Märchen der Mlle. L'héritier und an den Kirikitoun der baskischen Märchen bei Webster S. 56 und Cerquand I, 41. No. II, *La biche blanche*. Ebenso wie das in der Mélusine S. 446 von Carnoy mitgetheilte, zum Theil entstellte Märchen aus Warloy-Baillon *La montagne noire ou les filles du diable* eine Version des Märchens von der vergessenen Braut. Vgl. Cosquin zu No. XXXII und meinen Nachtrag oben III, 156.[1] Wenn die vergessene Braut sich dreimal von der neuen Braut die Erlaubniss erkauft, mit dem Prinzen die Nacht zuzubringen, so vergl. dazu meine Anmerkung zu Bladé, Contes populaires recueillies en Agenais, S. 145. No. III, *Jean des pois verts*, gehört zu dem Märchen vom kleinen Däumling (Petit Poucet). Der sehr eigenthümliche Anfang erinnert an v. Hahn, griechische Märchen No. 56 (Pfefferkorn). No. IV, *Jean à la tige d'haricot*. Vgl. Cosquin zu No. IV und XXXIX seiner Contes und dazu meine Nachträge oben III, 157 und das von Cosquin und mir vergessene sehr hübsche bretonische Märchen in der Mélusine S. 129. Wenn in unserm Märchen Jean an einer himmelhohen Bohnenpflanze emporsteigt und so in den Himmel gelangt, so stimmen von den parallelen Märchen in dieser Beziehung nur das italienische Märchen bei T. Gradi, Saggio di letture varie, p. 181, und das vlämische bei Lootens, Onde Kindervertelsels, S. 9. Beide Märchen unterscheiden sich aber wieder dadurch von dem picardischen, dass in ersterem der Himmelspförtner S. Peter, in letzterem der liebe Gott selber der Spender der Wundergaben ist. Vgl. auch weiter unten die Bemerkungen zu No. XIII. No. V *Pierre le badaud*. Peter richtet einige Aufträge ganz wörtlich à la Eulenspiegel aus. An Eulenspiegel (9. Historie) erinnert auch der Schluss des Märchens, wo P. in einen leeren Bienenstock gekrochen ist, der dann von einem Dieb fortgetragen wird, bis P. durch Stechen mit einer Schusterahle — also auf andere Weise wie Eulenspiegel — den Dieb dahin bringt, den Bienenstock fallen zu lassen und zu fliehen. Vgl. auch das von H. Carnoy in der 'Mélusine' S. 90 mitgetheilte Märchen von Jean l'avisé. No. VI, *Le merle blanc*, ist eine Version des Märchens von den drei Brüdern, die nach einem wunderbaren Vogel ausziehen und von dem hilfreichen Fuchs oder Wolf, über welches Märchen man meine Anmerkungen zu Schiefner, Awarische Texte, No. 1, und die von Cosquin zu No. 1 seiner Contes lorrains sehe. Eine interessante bretonische Version *Le petit roi Jeannot* hat neuerdings Paul Sébillot in der Pariser Zeitschrift *L'Alliance des arts et des lettres*, V. année, No. 47, 1 fevr. 1879, mitgetheilt; hier ist der Wundervogel auch ein merle blanc.[2] No. VII, *Jean des Pois Verts et Jean des Pois Secs*, besteht aus Elementen der Märchen vom Fürchtenlernen (s. Grimm No. 4 und Anmerkung und Gonzenbach, Sicil. Märchen) und der Unibos-Märchen (zuletzt von Cosquin in No. X u. XX und im *Appendice* hinter No. XLII besprochen). No. VIII, *Le Corps sans âme ou le lien, la pie et la fourmi*, ist eins der vielen Märchen, in denen

1 Jetzt wäre unter Anderem noch nachzutragen das bretonische Märchen *La Princesse Blondine* in dem soeben erschienenen Buch des trefflichen F. M. Luzel *Veillées bretons — Mœurs — Chants — Contes et Recits populaires des Bretons-Armoricains*, Morlaix 1879, S 11.

2 Ich verdanke die Kenntniss dieses Märchens meinem Freunde Henri Gaidoz in Paris.

der Held — hier ein chiffonnier — von dankbaren Thieren die Fähigkeit erhält, ihre Gestalt anzunehmen, dadurch eine Prinzessin von einem Ungeheuer, Drachen und dergleichen befreit und endlich auch, trotz den Ränken eines Nebenbuhlers, ihre Hand erhält. No. IX, *La bague magique.* Ein Jüngling erhält von einer Zauberin einen Ring, durch den er, wenn er *Deus vobiscum* sagt, die Nase einer andern Person verlängern und auch, wenn er *et cum spiritu tuo* sagt, wieder verkürzen kann. Hierdurch verschafft er sich seine Frau. Später kömmt der Ring einmal in die Hände des Pfarrers, und als der am nächsten Sonntag zum ersten mal *Dominus vobiscum* sagt, beginnt seine Nase zu wachsen und wächst immer mehr, bis endlich der Besitzer des Rings sich seinen Ring wiedergeben lässt und so lange *et cum spiritu tuo* sagt, bis die Nase wieder normal geworden ist. Aehnlich ist eine Novelle in des Nicolas von Troyes *Grand Parangon des Nouvelles nouvelles* — die 39. in der Ausgabe von E. Mabille, Paris 1869 —, doch handelt es sich in dieser sehr freien Novelle nicht um die Nase, sondern um ein andres Glied, welches um einen halben Fuss wächst, wenn der, der den Ring am Finger trägt, das Zeichen des Kreuzes macht, aber auch wieder abnimmt, wenn er das Zeichen des Kreuzes *par derrière* macht. No. X, *Le violon merveilleux,* gehört zu Grimm No. 109. Ich werde gelegentlich ausführlich über die verschiedenen Versionen dieses Märchens handeln, einstweilen verweise ich auf meine Nachweise im Jahrb. für rom. u. engl. Litt. V, 10 und VII, 268. No. XI, *Bras d'acier.* Eine Version des Märchens vom Wunschsack oder Wunschranzen. Vgl. Jahrb. V, 4 und VII, 138, Deulin, Contes du roi Gambrinus, S. 111 (Le Sac de la Ramée), Webster, Basque Legends, S. 195 u. 199, A. de Trueba, San Pedro me valga, in der Madrider Zeitschrift *La Academia,* T. II, No. 12, 7. October 1877[1], Pitrè, No. 125. No. XII, *Les troies souhaits,* eine Entstellung des dem vorigen sehr nahestehenden Märchens vom Schmied und vom Tod und Teufel, über welches ich hier nur auf Grimm zu No. 82 verweisen will. No. XIII, *La tige des fèves,* Variante zu Grimm No. 19. An die Stelle des dankbaren Fisches, der in den meisten der zahlreichen Versionen dieses Märchens eine Hauptrolle spielt, ist in unserem und in dem Märchen aus der Normandie, welches E. Du Méril in seinen Etudes sur quelques points d'archéologie et d'histoire littéraire, S. 474, mittheilt, der Himmelspförtner S. Petrus getreten, und in beiden Märchen fliegt der Held an einer Bohnenpflanze zur Himmelspforte empor, die Pflanze aber ist einer Bohne entsprossen, die er vom lieben Gott selbst geschenkt bekommen. Vgl. zu No. IV. No. XIV, *Les six compagnons.* 1) Sechs Bauern ziehen aus, das Meer zu sehen, und halten ein im Wind wogendes Getreidefeld dafür und werfen sich hinein, um zu schwimmen. 2) Zu einen tiefen Brunnen gelangt fürchten sie, einer von ihnen könne hineingefallen sein, weshalb sie sich zählen. Der Zählende vergisst sich mitzuzählen, und so bringen sie nur fünf heraus. Also muss wirklich einer in den Brunnen gefallen sein. 3) Um ihn herauszuholen, legen sie einen Stab über die Brunnenöffnung, der stärkste von ihnen hält sich mit den Händen daran, an dessen Füssen ein anderer und so fort bis zum letzten, der nun nach dem Verlornen sich umsehen soll. Der Oberste muss aber einmal in seine Hände spucken, und so fallen alle ins Wasser. — Zu 1) erinnere ich an die Sage von den fliehenden Herulern bei Paulus Diaconus de gestis Langobardorum, I, 20 (Herulorum vero exercitus dum hac illacque diffugeret, tanta super eos caelitus ira respexit, ut viridantia camporum lina cernentes natabiles aquas putarent. Dumque quasi natataturi brachia extenderent, crudeliter hostium feriebantur a gladiis) und an das Abenteuer der sieben Schwaben, 'wie sie durch das blaue Meer [im Flachsfeld] schwimmen ohne zu ersaufen', in L. Aurbacher's Abenteuer der sieben Schwaben (Ein Volksbüchlein, 2. verm. u. verb. Aufl. München 1835, S. 225) und darnach auch in Simrock's Gedicht 'die sieben Schwaben' in dessen 'Deutschen Volksbüchern' X, 52, und in seinen 'Dichtungen', Berlin 1872, S. 252. — Zu 2) verweise ich auf das erste Abenteuer in dem indischen Volksbuch von dem

[1] Auch die Kenntniss dieses Märchens verdanke ich H. Gaidoz.

Meister Paramârtha und seinen Schülern[1], auf die 10. Geschichte in den 'Merry Tales of the Mad Men of Gotham'[2], auf ein gaelisches Märchen bei Campbell, Tales of the West Highlands, II, 376, auf die Geschichte von den zu den Witzenbürgern geschickten Gesandten aus Kleinwitzky in von der Hagen's Narrenbuch S. 478 (aus dem 'Grillenvertreiber', einer erweiterten Redaction der 'Schildbürger') und auf den Schwank von den Büsümern bei Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg S. 94. In allen diesen zählt sich eine Gesellschaft von Einfaltspinseln und bekömmt immer einen zu wenig heraus, weil der Zählende sich selbst nicht mitzählt. Meistens kömmt ihnen ein Fremder gegen Bezahlung zu Hilfe, in dem er jedem einen derben Hieb gibt und sie dabei zählt oder sich selbst zählen lässt. Den Büsümern gibt der Fremde den Rath, jeder soll seine Nase in einen Sandhaufen stecken und dann sollen sie die Löcher zählen. Im Grillenvertreiber kömmt einer der Gesandten selbst auf den Gedanken, dass jeder seinen Finger in dicke Milch stecke etc. — Endlich der dritte Narrenstreich, wie sie in den Brunnen fallen, weil der Oberste loslässt und in die Hände spuckt, wird erzählt von den Schildbürgern, von der Hagen, Narrenbuch S. 11, von dem Ganslosenern, Meier, Sagen aus Schwaben, S. 367, von den Hauwickern, Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg, II, 284, von den Teterowern, Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, I, 349. Aehnlich ist auch ein indischer Schwank in A. Weber's Indischen Streifen, I, 248. — No. XV, *L'enfant et le curé.* Zu den Antworten des Knaben: *Mon père est parti faire un trou pour en boucher deux, et ma mère est à la chasse : ce qu'elle tue, elle le laisse, ce qu'elle ne tue pas, elle le rapporte,* habe ich Parallelen in der Mélusine I, 475 nachgewiesen. — Aus den 'Petites Légendes' und den übrigen Ueberlieferungen will ich nur einiges ausheben. Im Vollmond kann man den Kopf des Judas Ischarioth, in der Sonne einen knieenden Mann sehen, der im Leben nie gebetet hatte, S. 254, No. II und V. Zu der S. 255, No. VIII, mitgetheilten Hexensage mit der Ausfahrformel *Saute haies saute buissons, fais-nous aller où ils sont* vgl. J. Grimm, D. Mythol. = 3. Ausg., S. 1037 = 4. Ausg., S. 906 und dazu die Nachträge im 3. Band der 4. Ausgabe, S. 313. — Zu den Aberglauben S. 259: *on croit qu'il existe un oiseau nommé houppe, qui pond dans son nid une pierre aux couleurs brillantes. Si on pouvait trouver cette pierre, on serait invisible en la portant sur ses vêtements* — vgl. man Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, S. 298 f., und F. L. Grundtvig, Lösningsstenen, Kjöbenhavn 1878, S. 130 f. und S. 158 f. Manche Leser werden sich an Grimmelshausen's 'Vogelnest' und an Rost's Schäfergedicht 'Das Zeisignest' erinnern. — Endlich möge noch erwähnt werden, dass nach S. 260 die Milchstrasse *pied de vent* und der grosse Bär *le chariot de David* heisst, dass sich der Teufel mit seiner Frau prügeln soll, wenn die Sonne von Wolken verdeckt ist, dass wenn es schneit, der liebe Gott seinen Hafer schwingt, und wenn es donnert, trommelt, und dass man die Gewitter *queues d'ours* nennt.

REINHOLD KÖHLER.

S. Ulrich, *Étymologies : amonestar, carestia, desver.* [In Bezug auf *amonestar* s. die Bemerkungen von Mussafia, oben p. 268 f. Hrsg.]. An Stelle der etwas gewaltsamen Herleitung des it., sp., pr. *carestia* Theuerung von einem nicht nachweisbaren, auch wegen der Bedeutung des Verbums schwer denkbaren Participium **carestus* zu dem keiner romanischen Sprache recht vertrauten *carere* möchte ich eine andre vorschlagen. Befriedrigt nicht *acharistia* (ἀχαριστία) vollkommen? *acharistus* ist nach Ausweis der Wörterbücher in späterer Latinität im Sinn von *injucundus, ingratus* gebraucht (s. auch Du Cange unter *acaris*), und *acharistia* scheint wohl geeignet, zunächst im Munde frommer Bevölkerungen Zeiten des Misswachses, Fehljahre und daher

[1] Vgl. den Aufsatz *über die Abenteuer des Guru Paramârtha, ein indisches Volksbuch,* von E. Brockhaus in den Berichten über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Classe. 2. Bd. 1850. S. 18—32.

[2] Mit diesem alten Volksbuch hat W. C. Hazlitt seine Sammlung *Shakespeare Fest-Books* (London 1864) eröffnet.

Theuerung zu bezeichnen; dass der Anklang an *carus*, nachdem das anlautende *a* wie in so vielen mehrsylbigen und weiblichen Wörtern gefallen war, dem Worte zur Empfehlung gereichen und etwelche Modification seiner Verwendung herbeiführen musste, liegt auf der Hand. A. TOBLER.

desver von *disvadere durch *disvare zu *desver*, auch nach G. Paris unwahrscheinlich. HRSG.

G. Paris, *sancier essancier*, in picard. Texten[1] (s. Tobler, Gött. G. A. 1877, p. 1622 f.) vorkommend, wurde von Tobler vorläufig mit *exemptiare in Verbindung gesetzt, wogegen G. P., weil ein davon zu erwartendes *essencier* sich nicht zu finden scheint, *sanitiare und *exsanitiare von *sanitia für sanitas postulirt, das nach Laut und Bedeutung passender erscheint und durch die in dem oben pag. 309 erwähnten Alexiusgedicht vorkommende Form *essanicier* 944 noch besonders empfohlen wird, wonach ein neues Verbum mit analogisirten Sglr.-Präsensformen (wie *parler aider* etc.) vorläge. Diese Herleitung würde den Anspruch auf Evidenz haben und den Vorzug vor *exemptiare verdienen, wenn gezeigt würde, dass von den, Zustände bezeichnenden Substantiven auf -itia active Verba gebildet wurden, und wenn die auffällige Erscheinung nicht vorläge, dass das neben sanare (afrz. *saner*) im Frz. forterhaltene *sanitiare in keiner rom. Sprache noch vorhanden zu sein scheint, obwohl es, weil den frz. Lautregeln völlig gemäss umgebildet, in vorroman. Zeit schon vorhanden gewesen sein müsste, dass ferner *santé*, aber keine Nebenform *sanesse* besteht und auch im Spätlatein kein sanitia oder sanitiare nachzuweisen ist.

G. Paris, *Un fragment inconnu*. Foerster theilt mir mit, dass dieses Fragment von 28 Versen der Riccard. No. 2756, dem Cligés angehöre.

L. Clédat, *le sirventes „Bem plai lo gais temps de pascor"*. Cl. stellt ein anderes Handschriftenschema für dieses Lied auf als Stimming (Bertran, p. 222 ff.) und reducirt die 4 für einzelne Hss. von St. aufgestellten Stemmata auf eins, wobei nur für P Benutzung zweier Quellen anzunehmen bliebe, und zugleich die von St. in Abrede gestellte[2] Autorschaft Bertrans bei diesem Liede, für die sich Cl. in einem jüngst erschienenen Buche über Bertran ausgesprochen, gesichert werden soll, sofern T und IKd, weil gesonderten Hss.-Gruppen angehörig, es Bertran beilegen. Cl. wird auf 2 Gruppen, die erste mit zwei Familien, geführt ($P^1UTV = x$, $DABIK = v$, $x+v = y$; $CeMP^2 = s$), y und s, die coordinirt der gemeinsamen Quelle z gegenüberstehen. Hierbei bleiben einige Schwierigkeiten. 1) PUV attribuiren (Blacatz) Blacassim, welchen Namen nach Cl.'s Anordnung der Hss. auch x schon gehabt haben würde, wonach T nicht Bertran de Born bieten könnte. 2) PU ordnen unter den entscheidenden Varianten V. 26. 37 wie v, TV aber wie s, während sie, da aus x geflossen, die Zeilenordnung nach PU haben sollten. 3) stimmen TV zu v bei V. 38, also gegen die für P^1UVT angenommene Quelle, bei einer nicht ganz gleichgültigen Vertauschung zweier Pron. indefin. u. s. w. Zu Gunsten des Schemas Cl.'s, freilich nicht zu Gunsten der Autorschaft Bertrans[3], liesse sich allerdings darauf hinweisen, dass der Name Blacatz und Blacassim in Folge davon mit einem Liede Guill. d. s. Gregori in Verbindung gebracht worden sein konnte, dass Blacatz und Guill. im getheilten Spiele angetroffen werden (Bartsch, Gr. 233, 5), und eine Verdrängung von Guillems d. s. Gr. Namen durch den Bertrans gerade bei *Bem platz* unter Anderem dadurch begreiflich werden kann, dass ein Lied Bertrans mit denselben Worten *Bem platz* (*car trega in fis*) beginnt. Dann wäre nach Cl.'s Schema noch die weitere Annahme zu machen, dass T unabhängig von IK das Lied unter Bertran gestellt habe. Dabei irrt er, wenn er meint, nur AB bieten den Namen Guillem d. s. Gr., der vielmehr noch in D, und was wich-

---

1 Dazu stellt jetzt Foerster oben p. 243 auch das von ihm im Rich. le biel 990 restituirte *sanche*.

2 S. auch meine Liedersammlungen § 52 etc.

3 Nur Guillem de S. Gregori und Bertran de Born können in Frage kommen, weil das Lied schon in D steht, und diesen Hs. ebensowenig, wie ihren älteren Verwandten AB, die späten Dichter Lanfranc und Blacasset, denen Ce, (P)UV das Gedicht beilegen, bekannt sind.

tiger ist, auch in M (s. Liedersamml. § 52) erhalten ist, also in Hss. zweier seiner Gruppen, die Guillems Ansprüche ebenso sichern wie die Bertrans, mag immer das Gedicht nicht seines gleichen unter G.'s Liedern haben. Ueber die andern oben erwähnten Schwierigkeiten bez. der Stellung von UP dagegen (die einzigen Hss. übrigens, die solche bei diesem Liede bereiten) weiss ich mich nicht hinwegzusetzen; freilich können St.'s Schemata noch weniger befriedigen, da er zwischen entscheidenden und gleichgültigen Varianten (z. B. synonymen Partikeln, Ausdrücken, Phrasen, identischen Schreibformen in Folge gleichen Dialekts und gleichen Zeitalters der Schreiber etc.) nicht scheidet und öfters zählt statt wägt. Dass U eklektische Texte herstellte, wie C (s. Lieders. 576), ist sehr wahrscheinlich; aber auch mit dieser Annahme ist die vorliegende Schwierigkeit nicht gehoben. Bemerkt sei noch, dass V den Namen Em Blacassim nur in U gefunden haben kann (wie Lieders. 596 f. gezeigt wurde), da anderwärts nur „Blacassetz" begegnet, wiewohl Strophen und Wortlaut TV (Cl. publicirt aus letzterer Hs. den vollständigen Text des Liedes, das nach Grützmachers und Bartschs Angaben nur in der ersten Strophe in V erhalten sein sollte) ganz unzweifelhaft aufs engste zusammengehören. G. GRÖBER.

Zu S. 293. Herr Paris ist von der Angemessenheit der von mir zu Aucassin 24, 4 vorgeschlagenen Aenderung nicht überzeugt; vielleicht liegt es nur daran, dass ich mich Ztschr. II 626 nicht deutlich genug ausgesprochen habe, und so will ich versuchen, hier etwas breiter auseinander zu setzen, was meinen Vorschlag in meinen Augen rechtfertigt. Im Texte steht: *les ronces et les espines ... li desronpent ses dras qu'a peines pëust on nouer desus el plus entier.* Dies ist mir unverständlich; und wenn ich auch anerkenne, dass Herrn Bida's Uebersetzung *„au point qu'on pourrait à peine faire un nœud avec ce qui en reste à l'endroit le moins endommagé"* etwas an sich nicht völlig Unannehmbares gibt, so sehe ich doch nicht, wo in derselben das *desus* des Textes bleibt. Nun schien mir das Verbum *naier* ein passender Ersatz für *nouer,* wenn es nämlich „flicken, Flecke oder Flicken auf Risse oder Löcher setzen" bedeutete; denn alsdann war ein guter Gedanke gewonnen, ein näher liegender, wie mir scheint, als der von Herrn Bida ausgedrückte, da man doch zerrissene Kleider gewöhnlicher durch Flicken als durch Knüpfen wieder in Stand setzt, und andererseits bei einem gewissen Grade der Schadhaftigkeit das Flicken mit aufgesetzten Lappen in der That unausführbar wird, wie gewiss jeder Fachmann gern bestätigt; auch bekam so das *desus* des Textes seinen guten Sinn, da man ja eben die Lappen auf die schadhaften Stellen setzt. Nun ist mir freilich das Verbum *naïier* nur an der a. a. O. von mir beigebrachten Stelle bekannt, wo man liest *De totes parz est plus naiez Que viez tonel a malvez fonz,* und zwar nicht mit Bezug auf ein Kleidungsstück, sondern auf einen Kranken, der mit offenen Wunden bedeckt ist; indessen zeigt der Vergleich, dass der Ausdruck auch mit Bezug auf ein schlechtes Fass anwendbar war. Viel häufiger ist mir das Substantiv *naie* begegnet; auch dieses allerdings zumeist als Bezeichnung von etwas, was in oder auf Wunden des Leibes zum Zwecke der Heilung angebracht wird, und gewöhnlich in Verbindung mit *estoupe,* das doch wohl Charpie, gezupftes Linnen oder vielleicht auch Werg bedeutet. So heisst es von dem eben erwähnten Kranken: *Es granz plaies, es trouz parfonz Covient sovent naie et estoupe,* G. Coins. bei Méon II 98, 3093; *la jambe ... Si plaine de treus et de plaies Qu'il y avoit, ce croi, de naies Et d'estoupes demi giron* (oder wie Poquet vorzieht *de Migeron*), G. Coins. 181, 56; *ou visage a tant de plaies Plaines d'estopes et de naies,* ders. bei Barb. u. M. II 451, 78; *Home tant ort ne tant immonde, Si plain de bendiaus et de naies, Si plain de trous, si plain de plaies,* Jeh. le March., N. Dame de Chartres 199; *Qui le vit avroit gros et dur, Dont el feroit tenter sa plaie En leu d'estopes et de naie,* Ren. 28314. Aber einmal finde ich es doch auch von Kleidern gebraucht und zwar wieder von Gautier de Coinsy, der die Mehrzahl der Belege gegeben hat: *Tiex* (von den hochgestellten Geistlichen) *ëust certes povres braies, Tiex fust cinceus et plain[s] de naies, Se diex ne fust et sainte eglise, Qui (or) träine pelice grise,* 509, 182. Die

Gesammtheit dieser Stellen scheint mir es genügend zu rechtfertigen, wenn ich für *naie* „Pflaster, aufgesetzter Flicken" als Bedeutung ansetze und demgemäss auch *naier* verstehe. Ob ich freilich Gaston Paris' freundschaftlicher Fürsorge genug gethan habe, die mich nichts möchte aussprechen lassen, wogegen auch nur die geringste Einwendung möglich ist, bleibt dahin gestellt.

A. TOBLER.

Revue des Langues Romanes, II. sér., tom. V, No. 5—6; tom. VI, No. 7—9; 10. 1878, Mai — Octobre.

No. 5—6. Chabaneau, *Extrait d'une traduction catalane de la Légende dorée.* Hs. der B. Nat., Mn. espag. 44 (früher 7265²), 14. sec., woraus Ch. das Leben der heil. Anastasia mittheilt. Danach ist diese Uebersetzung catalanisch (wie schon Ochoa angab), nicht provenz., wie Bartsch, Gr. § 54 meinte, und zwar folgt sie sehr getreu dem lat. Text des Jac. de Voragine. Das *Petraxat* für pretextatus, missverstanden und als Eigennamen gefasst, dürfte einem Abschreiber, nicht dem Uebersetzer selbst zur Last zu legen sein, da der lat. Text sonst wohl verstanden scheint; auch der Name *Guisogon* = Chrysogonus sieht nach fehlerhafter Abschrift aus. Bei Jac. de Vor. fehlt nicht ganz die Stelle, die das cat. Leben der Anastasia S. 210 Z. 2 v. u. bietet. Den Worten *els altres sol pols sobre el gitaven per so cor se pensaven que* entspricht vielmehr: alii lutum et pulverem in eum perjiciebant suspicantes quod; für die folgenden Worte indessen hat das Lat. abweichend quod in furiam versus esset. S. 210, Z. 19 l. *con als.* Das. Z. 20 ist *cosa* nicht = cova, sondern casa, wie *cor* = quare.

Gazier, *Lettres à Grégoire sur les patois de France. Suite.* Proben aus dem Dialekt von Marseille (von T. Gros, c. 1763, und L. Arviou, † 1702 etc.) mit franz. Uebertragung. Die übrigen Briefe eröffnen die Berichte an Grégoire über die nordfranz. Dialekte und betreffen zunächst aus dem burgundischen Gebiete den Dialekt des Juradepartements. Bemerkenswerth ist hier das Fortbestehen von ausl. unbet. *a*, wofür auch *o*, ferner diablos = diables u. a.

No. 7—9. Chabaneau, *Cantique provençal sur la résurrection,* aus Hs. B. Nat. 1058 (alt 7340), Abschrift einer Aufzeichnung aus dem J. 1616; nach Ch. aber kann das Gedicht schon um 1300 verfasst sein. Es besteht aus 22 3zeil. Strophen mit Allelujarefrain, die Strophe ist einreimig z. Th. assonirend, der Vers 8silb.

Gazier, *Lettres à Grégorie, Suite.* Départ. Ain: *pan* panem, *foua* focus, *tarre* terra, *cheneve* cannabis fr. chanvre; *dimoinche* dimanche, *je fions* nous ferons, *aivis* avis, *bein* bien. — Elsass (Oberlin), ohne Bemerkungen über die Sprache. — Wallonischer Dialekt (Mundart von Bouillon; Bericht von Aubry, curé von Bellevaux, 1792); Fortsetzung dazu in Heft 10. Aussprache von: u wie *e* in franz. le, j und g + e, i, a ähnlich *it. g(e, i)*; w = engl. *w*; oi und l mouill. wie in der Sprache des Volkes von Paris; au = dtsch. *áu.* Das Infinitiv *-r* ist verstummt ausser bei den selten gebrauchten Infinit. in *wer* (= -oir z. B. *dewer* devoir), *s*+Cons. ist laut (z. B. *esté* été). Der stark analogisirten Conjugation (Tabelle über habere, esse, amare in Hft. 10) gebricht von einfachen Zeitformen das Imperfectum. Ein alphabet. Verzeichniss von über 900 Wörtern in phonetischer Schreibung zeigt u. a. -abilis etc. = *aule*; — ss auch = *ch*, selbst sequi = *chure*, lat. ca = *ca.* Deutsche Wörter aus jüngerer Zeit: *dank, landstmanne, lobbé* (loben), *schelme* u. a. Heft 7—9 bietet noch eine Anzahl (44) wallonischer Sprüchwörter (hier *avone* avena : *pone* poena).

A. Montel et L. Lambert, *Chants populaires du Languedoc. Chants du premier âge. 5. sér. Les petites rondes.* 23 einstrophige meist mit Melodien versehene Kinderreien.